

ZEITSCHRIFT FÜR

# GEO POLITIK

XII. JAHRGANG 1935

4.

HEFT / APRIL

Ulrich Crämer:

## Der lotharingische Raum

Mit 8 geopolitischen Reliefkarten

Schepers: Was will Rußland im Völkerbund? III

Ziegfeld: Kartengestaltung — Sport oder Waffe?

v. Schumacher: Zur Theorie der geopolitischen Signatur

---

Hans Hummel: Büchertafel

Postvertrieb ab Leipzig

# ZEITSCHRIFT FÜR GEOPOLITIK

verbunden mit der Zeitschrift

WELTPOLITIK UND WELTWIRTSCHAFT

begründet von

Professor Dr. KARL HAUSHOFER und Professor Dr. ERICH OBST

Herausgegeben von

**DR. KARL HAUSHOFER**

Generalmajor a. D., o. Professor an der Universität,  
München O 27, Kolberger Straße 18, Fernsprecher 480444

Unter ständiger Mitarbeit von Geheimrat Prof. Dr. K. Wiedenfeld, Leipzig, Professor Dr. H. Lautensach, Gießen,  
Dr. G. Herrmann, Leipzig, und Dr. Albrecht Haushofer, Berlin

## SCHRIFTLEITUNG:

Kurt Vowinkel, Heidelberg, Wolfsbrunnenweg 36  
Fernsprecher: Heidelberg 3742

**Manuskript- und Buchzusendungen werden an die Schriftleitung erbeten.**

XII. JAHRGANG / HEFT 4 / APRIL 1935

## INHALTSVERZEICHNIS

### AUFSÄTZE

- Ulrich Crämer: Der lotharingische Raum* ..... 205  
*Hansjulus Schepers: Was will Rußland im Völkerbund? III* ..... 222

### BERICHTE

- Albrecht Haushofer: Berichterstattung aus der atlantischen Welt* ..... 231  
*Karl Haushofer: Bericht über den indopazifischen Raum* ..... 236

### GRUNDFRAGEN

- Arnold Hillen Ziegfeld: Kartengestaltung — ein Sport oder eine Waffe?* ..... 243  
*Rupert von Schumacher: Zur Theorie der geopolitischen Signatur* ..... 247

### BÜCHERTAFEL

- Hans Hummel: Büchertafel* ..... 265

**Preis: Vierteljahr M. 5.50 / Einzelnen M. 2.— / Jahrgang mit Inhaltsv. M. 22.—**  
Österreich: Vierteljahr ö. Sch. 10.—, Ausland (portofrei): Jährlich RM 23.—  
Gebunden (2 Bände) RM 28.— / Register für den Jahrgang RM 0.90 / Inhalts-  
verzeichnis kostenlos / Einbanddecke für den Halbjahresband RM 2.—  
Postcheckkonten: Kurt Vowinkel Verlag G.m.b.H./LUDWIGSHAFEN 12461/ WIEN 559 18/ PRAG: Kreditanstalt der Deutschen, 62 730

## ANSCHRIFTEN DER MITARBEITER

Dr. Ulrich Crämer, Reichsministerium des Innern, Berlin NW 40, Königsplatz — Dr. Albrecht Haushofer,  
Leiter des Geopolitischen Seminars an der Deutschen Hochschule für Politik, Berlin SW 48, Wilhelmstr. 23 —  
Dr. Karl Haushofer, Gen.-Major a. D., o. Professor a. d. Universität, München O 27, Kolberger Str. 18 —  
Hans Hummel, Berlin-Friedenau, Ringstr. 46 — Hansjulus Schepers, Göttingen, Feuerschanzgraben 15II —  
Rupert von Schumacher, Berlin-Lankwitz, Melanchthonstr. 8

**KURT VOWINCKEL VERLAG / GMBH / HEIDELBERG / WOLFSBRUNNENWEG 36**

**ULRICH CRÄMER:**  
**Der lotharingische Raum<sup>1)</sup>**

Die soeben mit dem Siege Deutschlands beendete Auseinandersetzung über die Saar gibt Veranlassung, den Blick über dieses kleine Stückchen Westgrenze des Reiches hinaus auf ihren gesamten Bereich zu lenken. Unter dem Eindruck der Gegenwartsfrage nehmen viele unsere gesamte übrige Westgrenze vielleicht schon allzu gottgewollt hin, ohne die sonderbare Zerstückelung dieser deutsch-welschen Front zum Gegenstande weiterer Betrachtungen zu erheben. Dennoch öffnet gerade die Saarfrage den Blick in ein Problem, das räumlich von der Nordsee bis zum Mittelmeer, von England bis Italien reicht und das zeitlich ein, wenn man will, sogar zwei Jahrtausende unserer Geschichte umfaßt. Man wird wohl die Voraussage wagen dürfen, daß der heutige Zustand — so oder so — auch in Zukunft Wandlungen unterworfen sein wird; denn wer möchte wohl glauben, daß eine Handvoll Pufferstaaten der europäischen Staatsweisheit letzter Schluß und der endgültige Austrag jahrhundertelanger Machtfragen sei? So wird unser Blick über den kleinen Brennpunkt an der Saar hinaus auf das Gesamtproblem hingelenkt, das bisher nicht zur Ruhe gekommen ist und in seiner ganzen Schwere sich täglich vor uns erhebt. —

Im August des Jahres 843 kamen die drei Enkel Kaiser Karls, Lothar, Ludwig und Karl, überein, das ihnen von Vater und Großvater überkommene Imperium unter sich zu teilen. War es auch zuvor wenig brüderlich hergegangen, so gelangte man jetzt doch, des langen Haderns müde, zu einem offenbar alle drei befriedigenden Ergebnis, das nach der Stadt, in der es erzielt wurde und die bezeichnenderweise gerade im Mittelpunkt des strittigen und bis heute problematischen Gebietes liegt, der Vertrag von Verdun genannt wurde und unter diesem Namen weltgeschichtliche Bedeutung bis auf den heutigen Tag erlangt hat. Der arme Kaiser Lothar, der zwar die Krone des Reiches, im übrigen aber ein unglückseliges Zwischenreich zugesprochen bekam, wurde von seinen Brüdern und Söhnen im Kampfe zerrieben und starb bereits zwölf Jahre später einsam und der Welt abgewandt als Mönch im Kloster Prüm in der Eifel. Aber das Schicksal dieses traurigen Herrschers hat bis heute sein Reich bestimmt, er hat ihm den Namen gegeben, und sein Schicksal geistert gleichsam in seinem Erbteil umher von Friesland bis in die Provence. Das seltsame Gebilde des lotharingischen Zwischenreiches lebt unter allem Wandel staatlicher Bildungen fort; es war und ist kein zufälliges, sondern augenscheinlich ein schicksalhaftes Gefüge, das in mancherlei, oft schwer faßbaren Zusammenhängen besteht.

1) Dieser Beitrag ist ein — etwas erweiterter — Vortrag, gehalten am 3. Januar 1935 in einem vom Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht und der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik in Frankfurt a. O. veranstalteten geopolitischen Schulungslager.

Gerade im lotharingischen Raum decken sich — im großen betrachtet — weder die geopolitischen Teilräume und ihre natürlichen Grenzen (Wasserscheiden) mit den Grenzen des Volkstums, der Sprachen und Mundarten, diese wieder ebenso wenig mit denen der jeweils vorwiegenden Rassen oder religiösen Bekenntnisse, weder mit den Siedlungsformen noch gar mit der heutigen staatlichen Gliederung. Auf den ersten Blick scheint uns ein völliges Durcheinander vor die Augen zu treten, und eine Darstellung aller dieser Grenzen und ihrer Überschneidungen zusammen auf einer Karte würde keineswegs zu einer Veranschaulichung des Problems, sondern nur zu seiner Verwirrung beitragen. Dennoch aber sind uralte und sehr bedeutsame Beziehungen innerhalb des lotharingischen Gesamttraumes wie seiner Teilräume festzustellen.

### I. Der Raum

Im Vertrag von Verdun, der am Anfang des ganzen Problems steht und dem wir als Ausgangspunkt und Grundlage unserer Auseinandersetzung immer wieder begegnen werden, wurde das fränkische Gesamtreich in Ostfranken, Westfranken und — dazwischen — Lotharingen geteilt, und zwar so, daß Ludwig, den man später danach den Deutschen nannte, Ostfranken, Alemannien, Bayern, Thüringen und Sachsen erhielt, also das Land östlich von Aare und Rhein und auf dem linken Ufer die Gebiete um Speyer, Worms und Mainz; von Bacharach bis wahrscheinlich etwa zur Lippe bildete die heutige rheinisch-westfälische Grenze auch die damalige, die dann zur Mündung der Weser hinüberzog. Karl der Kahle bekam Westfranken und Aquitanien, also das Land westlich der Wasserscheide zur Schelde, Maas, Saone und Rhone. Lothar, dem ältesten, blieb die unter diesen Umständen fast sinnlose Kaiserkrone und das Zwischenstück von Friesland (zwischen Schelde- und Wesermündung) über den Niederrhein, das gesamte Maas- und Moselgebiet, Burgund und die Provence bis zur Lombardei und an die Grenze Südtaliens.

Als Teilname für das Kernstück dieses räumlich so seltsamen Gebildes lebt das Wort Lothringen bis heute fort, und bezeichnenderweise spricht man von einem Deutsch-Lothringen und einem Französisch-Lothringen. Gegen Westen war das lotharingische Gesamtreich in geopolitischer Hinsicht durchaus natürlich, den tatsächlichen räumlichen Verhältnissen entsprechend abgegrenzt. Ja, man kann hier wie bei allen echten geopolitischen Grenzen geradezu von einer ewigen Grenze sprechen. Geschichtlich ist sie rund 400 Jahre unberührt bestehen geblieben, von 925 bis 1305, und hat schon dadurch ihre Haltbarkeit und Richtigkeit bewiesen. In diesen Jahrhunderten des Hochmittelalters herrschte durchaus Frieden zwischen Deutschland und Frankreich, und erst als die Vorstöße Frankreichs gegen den Rhein seit Ende des 15. Jahrhunderts in verstärktem Maße einsetzten, wurde der lotharingische Raum zum Gegenstande weltgeschichtlicher Entscheidungen. Das im Jahre 843 geschaffene westfränkische Reich, aus dem sich alsbald ein kulturell

einheitliches Frankreich entwickeln konnte, sah sich auf einen natürlichen, geopolitisch einheitlichen Lebensraum beschränkt. Nur so war überhaupt seine innere, ihm eigentümliche Entwicklung denkbar. Und jedesmal, wenn dieses Reich in der Folgezeit über die ihm von der Natur nun einmal gesetzten Grenzen hinausgestoßen ist, ist es zu Auseinandersetzungen gekommen, deren Ausgang immer unbefriedigend bleiben mußte, sofern das Ergebnis ein wirkliches Vordringen und ein bleibender Landerwerb war, da hier mit einem geopolitisch in sich geschlossenen Gebiet Teile eines in sich geopolitisch ganz anders gearteten Gebietes zusammengekoppelt wurden.

Die Grenze zwischen dem lotharingischen und dem westfränkischen Reich (Frankreich) bildete im Norden zunächst die Schelde, ein zwar unnatürlicher Zustand, der aber bald durch die innere Verselbständigung Flanderns in einen organischen hinübergeführt wurde. (Die natürliche Grenze wäre hier jener schmale Höhenrücken, die Wasserscheide zwischen Schelde und Somme gewesen.) Nach Süden zu teilten sich die Räume entsprechend der Wasserscheide zwischen Oise, Marne, Seine, Loire (Champagne, Auvergne) einerseits, Maas, Mosel, Saone, Doubs, Rhone andererseits. Wie man sieht, war das Westreich auf seine zwei natürlichen Teilräume, das Seine- und das Loirebecken konzentriert, zu denen freilich im Süden jenseits der Côte d'or und der Cevennen als drittes das Garonnebecken (Aquitanien und Gascogne) trat, das aber außerhalb unserer Problemstellung liegt. Den mit der Zeit immer steigenden kulturellen und politischen Vorrang erwarb sich die Isle de France, der Mittelpunkt des Seinebeckens. Das Plateau von Langres bildete durch seine gleiche Entfernung von der Nordsee und dem Mittelmeer nicht nur den geographischen Mittelpunkt dieser Grenze und die Nahtstelle zwischen Seine- und Loirebecken, sondern bis in unsere Zeit (1814, 1870) die geopolitische und militärische Schlüsselstellung Frankreichs. So natürlich diese Abgrenzung Lotharingiens nach Westen hin erscheinen muß, so widernatürlich war die nach Osten hin, und an ihr ist dieses Reich auch nach kurzem Bestande zerbrochen. Seine Westgrenze mußte, wie gesagt, auf Jahrhunderte hinaus Befriedung bedeuten, die Ostgrenze Auseinandersetzung bis zu ihrer gänzlichen Tilgung. Im Laufe der europäischen Geschichte haben vom 14. Jahrhundert bis heute beide Grenzen unaufhörlich geschwankt, teils sich zwischen Deutschland und Frankreich verschiebend, teils aus den zwischen ihnen liegenden Teilräumen eigene Staaten bildend („Pufferstaaten“).

Die Grenze zwischen dem lotharingischen und dem ostfränkischen Reich (Deutschland) verlief von der Unterweser zur Unterems, schnitt also die friesische Küste von Sachsen ab, bog dann scharf nach Süden, etwa auf der Linie der heutigen deutsch-niederländischen und rheinisch-westfälischen Grenze, blieb also zunächst rechtsrheinisch, traf am Rande des Neuwieder Beckens auf den Rhein und folgte seinem Laufe bis Bingen; hier ging sie auf das linke Rheinufer über und folgte auf dem Hunsrück der Wasserscheide zwischen Mosel und Nahe und verlief dann quer durch die heutige Pfalz zur Nordgrenze des Elsaß, um bei Selz den Rhein

wieder zu erreichen; von hier aus folgte sie dann wieder seinem Lauf bis über Basel hinaus zur Mündung der Aare und ihrem Lauf folgend bis zum St. Gotthard. Von hier an trennte eine innere natürliche Grenze des lotharingischen Reiches Burgund von Italien auf dem Kamm der Alpen nach Süden bis Nizza. Weiter nach Osten zu verlief die Grenze gegen das ostfränkische Reich ebenfalls auf dem Alpenkamm, jedoch unter Ausschluß des oberen Etschtales (Südtirol). Auch Italien gehörte zum lotharingischen Reich, kann aber aus unserer Betrachtung als ganz am Rande des Problems gelegen weggelassen werden.

Die Grenze von der Unterweser bis zum St. Gotthard war denkbar unnatürlich, teils rechts-, teils linksrheinisch, teils auf dem Strome selbst gelegen, geschichtlich von kurzer Dauer. Wir wollen sie daher theoretisch auf ihr natürliches Maß hin-führen, sie uns nach Maßgabe der landschaftlichen Gliederung schon damals so ge-zogen denken, wie sie von der späteren Geschichte gestaltet worden ist. Um aus der Fülle der Erscheinungen eine Kompilation nicht notwendig zu machen, wollen wir die Ostgrenze des lotharingischen Zwischenreiches unserer Problemstellung sich etwa mit der heutigen Westgrenze des Deutschen Reiches decken lassen, und zwar von der Emsmündung über den Beginn des Rheindeltas und ungefähr über die Wasser-scheide zwischen Rhein und Maas (Eifel) bis zur pfälzisch-lothringischen Grenze. Von hier würde sie weiterhin auf dem Kamm der Vogesen bleiben — also auch das Elsaß aus dem engeren Kreis der Betrachtung weglassend — und dann auf der Wasserscheide zwischen Rhein und Rhone, der letzteren Flußgebiet (Burgund) ganz umfassend. Dieser verhältnismäßig schmale Grenzstreifen, dieses Übergangsgebiet, diese Brücke zwischen Deutsch und Welsch stellt den eigentlichen Gegenstand unserer Untersuchung dar.

Das lotharingische Zwischenreich umfaßt also in der Spanne von der Nordsee bis zum Mittelmeer geopolitisch das Rhein—Maas-Delta, das Schelde- und Maas-Gebiet, das der oberen Mosel von Metz an und das gesamte Gebiet der Rhone einschließ-lich ihrer Nebenflüsse Saone und Doubs. Oder landschaftlich ausgedrückt: Holland, Flandern, die Wallonie (Luxemburg), Lothringen, Hoch- und Niederburgund, die Schweiz und schließlich die Provence. Entsprechend zerfällt Lotharingien (jetzt als „Idee“ betrachtet) in mehrere geopolitische Teilräume: da sind zunächst die Niederlande, eine hier wie sonst in kaum einer Beziehung zutreffende Bezeichnung; sie entstand während der Zugehörigkeit zu Burgund, dem gegenüber das Land rein räumlich (statisch) betrachtet niedrig lag: etwa die Hälfte liegt tiefer als der Meeresspiegel und ist der See abgerungen! Ein Raum von starker kultureller Ge-schlossenheit (worauf wir unten erneut zu sprechen kommen), der über den Rah-men der heutigen staatlichen Grenzen der Niederlande hinausgeht und Flandern im weitesten Sinne (Ost- und Westflandern, Brabant und Limburg) umfaßt. Er ist umschrieben mit den Städten Groningen, Amsterdam, Utrecht, Arnheim, Nimwegen, Den Haag, Rotterdam, Antwerpen, Gent, Brügge; die Südgrenze liegt südlich der

Linie Calais—Dünkirchen—Kortrijk—Brüssel—Löwen—Maastricht. — Es folgt nach Süden zu der „wallonische“ Teilraum, der freilich auch einmal über das eigentliche wallonische Mundartgebiet hinaus umschrieben sei: Lille, Arras, Valenciennes, Cambrai, Mons, Namur, Lüttich: ein zwar schmaler, aber geschichtlich als Barriere äußerst bedeutsamer Ost-West-Streifen zwischen Holland, Frankreich und Lothringen, das — ebenfalls im weiteren Sinne — erst südlich der Ardennen beginnt. In diesem Grenzdreieck liegen heute Aachen auf deutschem, Mersen und Maastricht auf niederländischem, Herstal und Lüttich auf belgischem Boden — in karolingischer Zeit noch eine untrennbare Einheit und in gewisser Weise eine geschichtliche Urlandschaft, aus der eine Staatskunst von ganz bestimmter Prägung entsprang, äußerst charakteristisch und fast symbolisch für unser Problem: der germanisch-romanische Zwitter des karolingischen Reiches. — Als dritter Teilraum folgt das eigentliche Lothringen, das den Namen jenes verschollenen Kaisers bis heute trägt. Es umfaßt das Gebiet der oberen Maas und Mosel und ist mit den Städten Sedan, Luxemburg, Diedenhofen, Metz, Toul, Verdun, Nancy und Epinal umschrieben. Lothringen reicht bis zur Burgundischen Pforte, bis zur Linie Langres—Belfort. — Hier hebt sich hinter Belfort deutlich ein nicht nur wie bisher zweisprachiges, sondern jetzt sogar dreisprachiges Gebiet, das typischste Kind des lotharingischen Reiches, ab: die Schweiz, die ja auch die entscheidendsten Auseinandersetzungen mit dem geschichtlich, machtpolitisch und geistig einzigen Nachfolger Lothars, mit Karl dem Kühnen, gehabt hat. Ihr geopolitisch höchst problematischer Raum ist gekennzeichnet durch das deutsche Basel, Bern, Zürich, Luzern und St. Gallen, durch das italienisch sprechende Locarno und Bellinzona, durch das französisch redende Genf und Lausanne. — Ebenso klar zeichnet sich südlich der Burgundischen Pforte — wie schon der Name sagt — Burgund selbst ab, ein innerlich in sich ebenso einheitliches und abgeschlossenes Gebilde (allerdings heute ohne staatliche Selbständigkeit) wie andererseits im äußersten Norden des lotharingischen Raumes die Niederlande. Es gruppiert sich um die Städte Belfort, Dijon, Besançon, Chalon, Macon, Lyon, Grenoble. Einen letzten südlichsten Teilraum schließlich sehen wir in der Provence mit Orange, Avignon, Arles, Marseille, Toulon; ebenso wie gewisse Teile der Schweiz stellt Nizza den Übergang nach Italien dar.

So liegt das lotharingische Reich zwischen Deutschland und Frankreich gleicherweise wie zwischen England und Italien, zwischen Berlin und Paris, wie zwischen London und Rom.

## II. Das Volkstum

Den Vertrag von Verdun hat man mit Recht zu allen Zeiten als den Geburtsakt des deutschen und des französischen Volkes betrachtet. Er und die aus ihm geborenen späteren Teilungen stellten vielfach nurmehr Tatsachen fest, die sich inzwischen schon in der Stille vollzogen hatten. So auch im Völkischen. Die rassische

Schichtung und Verteilung darf im lotharingischen Raum vom Ende der Völkerwanderungszeit, besser gesagt: vom Abschluß der germanischen Landnahme an bis heute im ganzen als stetig bezeichnet werden, wenngleich vielleicht auch hier entsprechend der Sprachgrenze eine leichte Verschiebung entgegen der ursprünglichen Stoßrichtung der Germanen, ein Zurückdrängen von Westen und Süden her im Laufe der Jahrhunderte angenommen werden darf. Gemeint ist hiermit in der Hauptsache die bäuerliche Bevölkerung; denn daß der heute fast verschwundene oder doch bedeutungslose früh- und hochmittelalterliche Adel dieser Landschaften vorwiegend germanisch-nordischen Gepräges war, ist ja bekannt. Im ganzen aber dürfen wir sicher die gleiche rassische Schichtung für das lotharingische Zwischenreich annehmen heute wie im Jahre 843.

Drei der großen europäischen Rassen scheinen hauptsächlich an der Besiedlung des Gebietes beteiligt zu sein, und zwar in sehr charakteristischer räumlicher Verteilung; dazu treten zwei weitere von zahlen- und gebietsmäßig nicht so entscheidender Bedeutung. Der Norden scheint das Gebiet stärksten Vorwiegens der nordischen Rasse zu sein, der Süden des der westischen, die Mitte aber des der ostischen. Zusätzlich treten im Norden die fälische, im Süden und vor allem in der Mitte die dinarische Rasse hinzu. Ja man kann wohl sagen, daß die nordische Rasse von der Mitte nach Norden zu progressiv ist, die westische von der Mitte nach Süden zu, während diese selbst von der ostischen beherrscht wird. Landschaftlich, den oben aufgezeigten Teilräumen nach ausgedrückt, dürfte sich rassisch etwa folgendes Verteilungsbild ergeben: die Niederlande und Flandern vorwiegend nordisch, aber stark fälisch untermischt; die Wallonie ein Übergangsgebiet zwischen nordisch und ostisch; Lothringen und Hochburgund vorwiegend ostisch; die Schweiz ein ostisch-dinarisches Mischgebiet mit allerdings noch deutlich erkennbaren nordischen Einschlägen; Niederburgund ein ostisch-westisches Mischgebiet und schließlich die Provence ein Gebiet stärksten Vorwiegens westischer Rasse. So sehen wir von Friesland bis zur Riviera eine Skala von nordisch über ostisch zu westisch.

Günther schreibt über diese Verhältnisse — freilich naturgemäß nicht unter unserem räumlich anders festgelegten Gesichtspunkt, sondern unter dem des deutschen Volksbodens — Folgendes<sup>1)</sup>:

... Unvermindert oder nur wenig gegen Norden zu abnehmend, reicht der ostische Einschlag der ganzen deutsch-französischen Sprachgrenze entlang bis ins wallonische Gebiet. Westische Einschläge sind etwas deutlicher zu spüren in den Ostalpen, in der Westschweiz, in der Rheinpfalz, in den Moselgegenden und im Rheinland (274). ... Holland und Flandern zeigen sich, besonders das erstere, als im ganzen nur wenig minder nordische Gebiete als Niedersachsen. Der nordischste Landesteil Hollands ist Friesland. Dunklere Gebiete beginnen erst jenseits der deutsch-französischen Sprachgrenze, in Belgien sogar in starker Dunkelheit ... Die niederfränkisch-wallonische Sprachgrenze ist eine deutliche Rassenmischungsgrenze ... Stark ostisch untermischte oder vorwiegend ostische Gebiete reichen ins Rheinland von Belgien her über

1) Hans F. K. Günther: Rassenkunde des deutschen Volkes, 18. Aufl., München 1933, Kap. 20. Die Verteilung der Rassen über das Gebiet deutscher Sprache.

die Eifel bis in das Gebiet um Aachen, auch in den Hunsrück hinein, wie überhaupt auf linksrheinischer Seite nur die Flußtäler so hell sind wie das rechte Rheinufer, so vor allem das Maas-, Mosel- und Nahetal (279) ... Lothringen zeigt wie Luxemburg, die Eifel und die Ardennen ein vorwiegend ostisches Gebiet, in welchem nur die Täler der Saar und ihrer Nebenflüsse etwas nordischer sind (281) ... Die deutschen Teile der Schweiz, ... ein im ganzen wohl vorwiegend ostisches, sicherlich aber da und dort stark dinarisch und schwach westisch untermischtes Gebiet, sind doch immer noch durch nordische Beimischung (schätzungsweise 30% nordischen Blutes im Gesamtkörper der deutschen Schweiz) gekennzeichnet ... In der ganzen deutschen Schweiz ist ein leichter westischer Einschlag bemerkbar, zunehmend gegen die französische Schweiz ... Die deutsche Sprachgrenze der Schweiz gegen die französische, italienische und ladinische Sprache läuft nirgends einer scharfen Grenze der Rassen oder der Rassenmischungen entlang (283 f.) ...



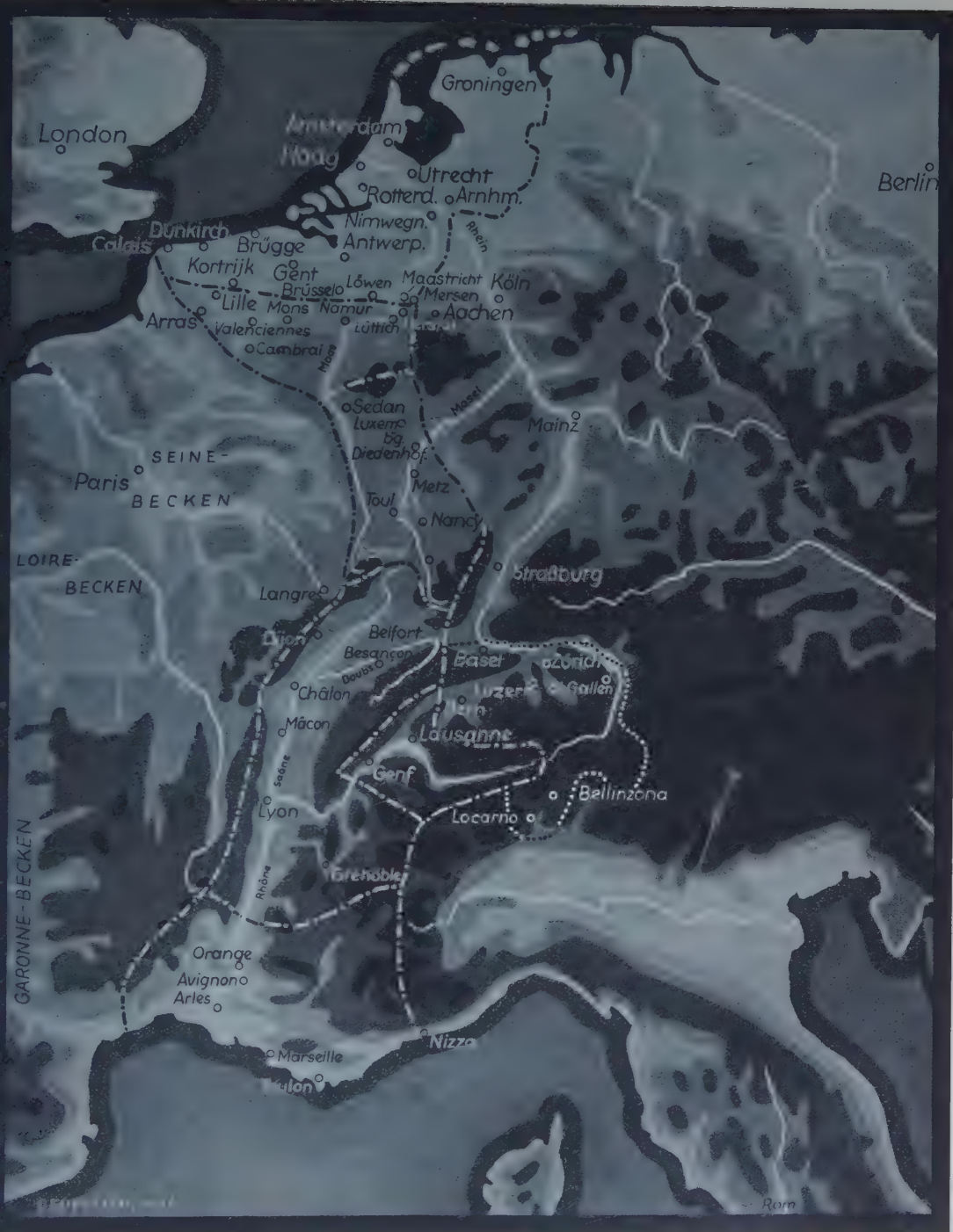
So wenig scharf nun die Grenzen für die Gebiete des Vorherrschens der einen oder anderen Rasse sein mögen, wenn bei solchen Mischungsverhältnissen überhaupt

von „Grenzen“ die Rede sein kann, so erstaunlich scharf sind seit Jahrhunderten die Sprachgrenzen innerhalb des lotharingischen Raumes abgezeichnet. Scheint diese Gegenüberstellung zunächst einen Widerspruch in sich selbst darzustellen und keinen Vergleich abzugeben, so werden wir bei näherem Zusehen dennoch eine Reihe sicherlich nicht zufälliger Gemeinsamkeiten feststellen. Das gilt sowohl für die einzelnen Teilräume wie für das ganze Lotharingien. Sind auch die Beziehungen zwischen Rasse und Sprache allgemein bis heute nicht restlos geklärt, so scheinen die bemerkenswerten Übereinstimmungen in unserem besonderen Raum zwischen rassischer Schichtung und mundartlicher Ausprägung doch die herrschende Ansicht von ganz bestimmten ursächlichen Zusammenhängen zwischen Rasse und Sprache zu stützen.

Schon die grundlegende sprachliche Zweiteilung des lotharingischen Raumes in ein germanisches (deutsches) und ein romanisches (französisches) Sprachgebiet weist in ihrer geographischen Verteilung eine gewisse Parallelität zur rassischen Schichtung auf. Der Norden und Osten, das Gebiet vorwiegend nordischer Rasse mit fälischen und dinarischen Beisätzen, spricht deutsch, der Süden und Westen, das Gebiet vorwiegend westischer und ostischer Rasse, spricht französisch. So läßt sich auch hier von Norden nach Süden zu eine Abnahme des germanischen sowie entsprechend eine Zunahme des romanischen Elements feststellen und umgekehrt. Sehr charakteristisch ist auch die Verteilung der Mundarten innerhalb der beiden Sprachgebiete, die sich wiederum mit den oben aufgezeigten Teilräumen im wesentlichen decken. Der Norden, die Niederlande und Flandern, hat die niederfränkische Mundart, die am deutschen Niederrhein bereits mit der sogenannten Benrather Linie (zwischen Köln und Düsseldorf) beginnt, zur eigenen Schriftsprache (Holländisch und das davon nur durch gewisse Eigenheiten verschiedene Flämisch) ausgebildet. Südöstlich daran reiht sich die rhein- und moselfränkische (pfälzische) Mundart, die im Gebiet des lotharingischen Raumes die deutsch sprechenden Gebiete Belgiens (Eupen, Malmedy, Arel), ferner trotz seiner französischen Amtssprache ganz Luxemburg und Deutsch-Lothringen umfaßt. Es folgt als dritte große deutsche Mundartgruppe das Alemannisch, das (abgesehen vom Elsaß und dem deutschen Schwaben) vor allem die deutsche Schweiz erfüllt.

Auf der anderen Seite der Sprachgrenze, im französischen Sprachgebiet des romanischen Sprachkreises, finden wir im Norden dem Niederfränkischen gegenüberstehend das Wallonische (französisches Patois), es folgt dann nach Süden zu das große Gebiet des gewissermaßen „klassischen“ Französisch in Französisch-Lothringen, der französischen Schweiz und Hochburgund, das sich aber im Süden des lotharingischen Raumes deutlich gegen das ganz anders geartete Provenzalisch und die Langue d'oc absetzt.

Bemerkenswerterweise befinden sich im Norden und Süden des lotharingischen Gesamttraumes zwei zahlen- und flächenmäßig kleine Sprachgebiete (Sprachinseln),



Geopolitische Reliefkarte 77

## . Der lotharingische Raum.

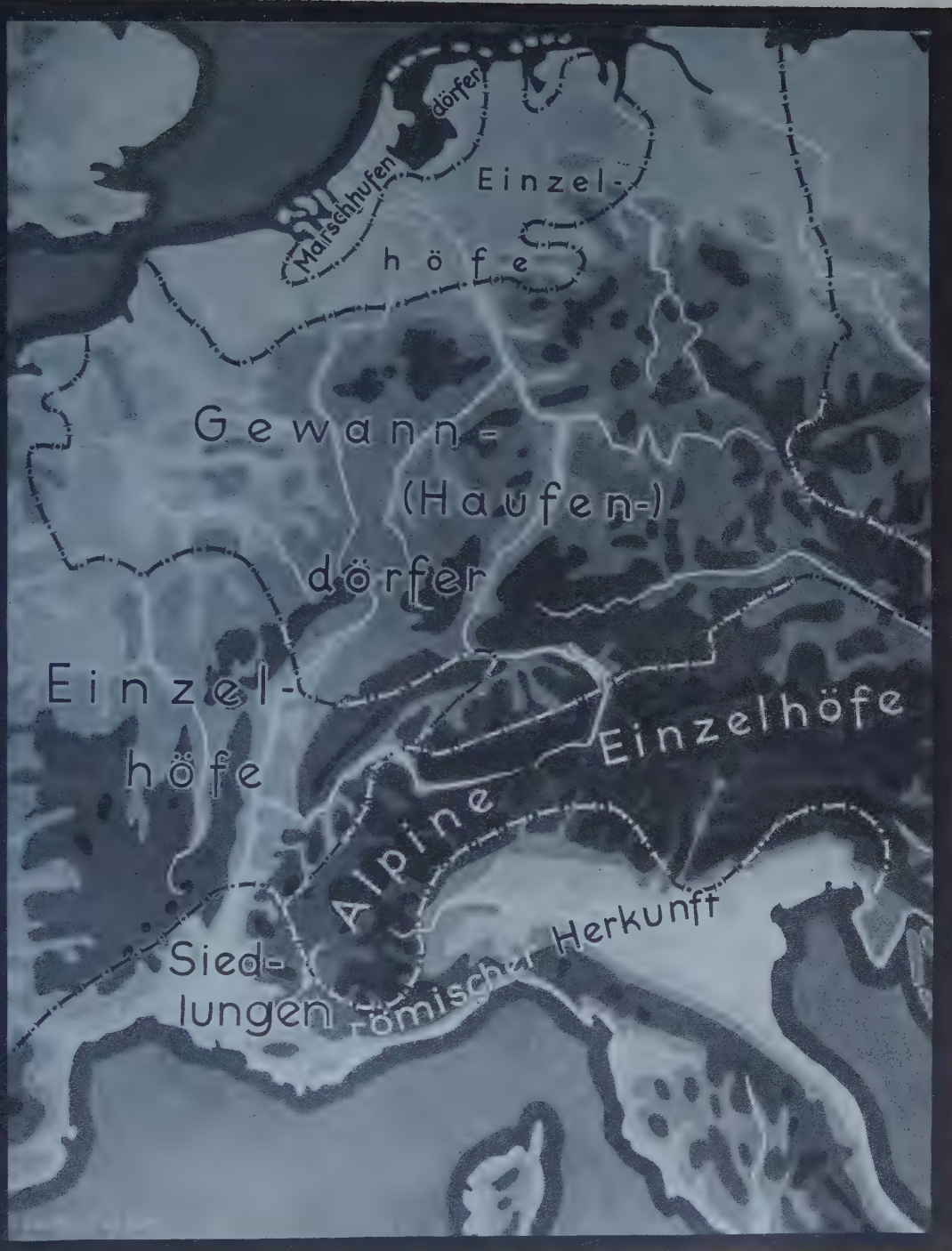
Der Sieg an der Saar öffnet den Blick in ein Problem, das sich räumlich von der Nordsee bis zum Mittelmeer, von Friesland bis in die Provence dehnt. Unter allem Wandel der Geschichte lebt das lotharingische Reich zwischen Deutschland und Frankreich, England und Italien bis heute fort.



Geopolitische Reliefkarte 78

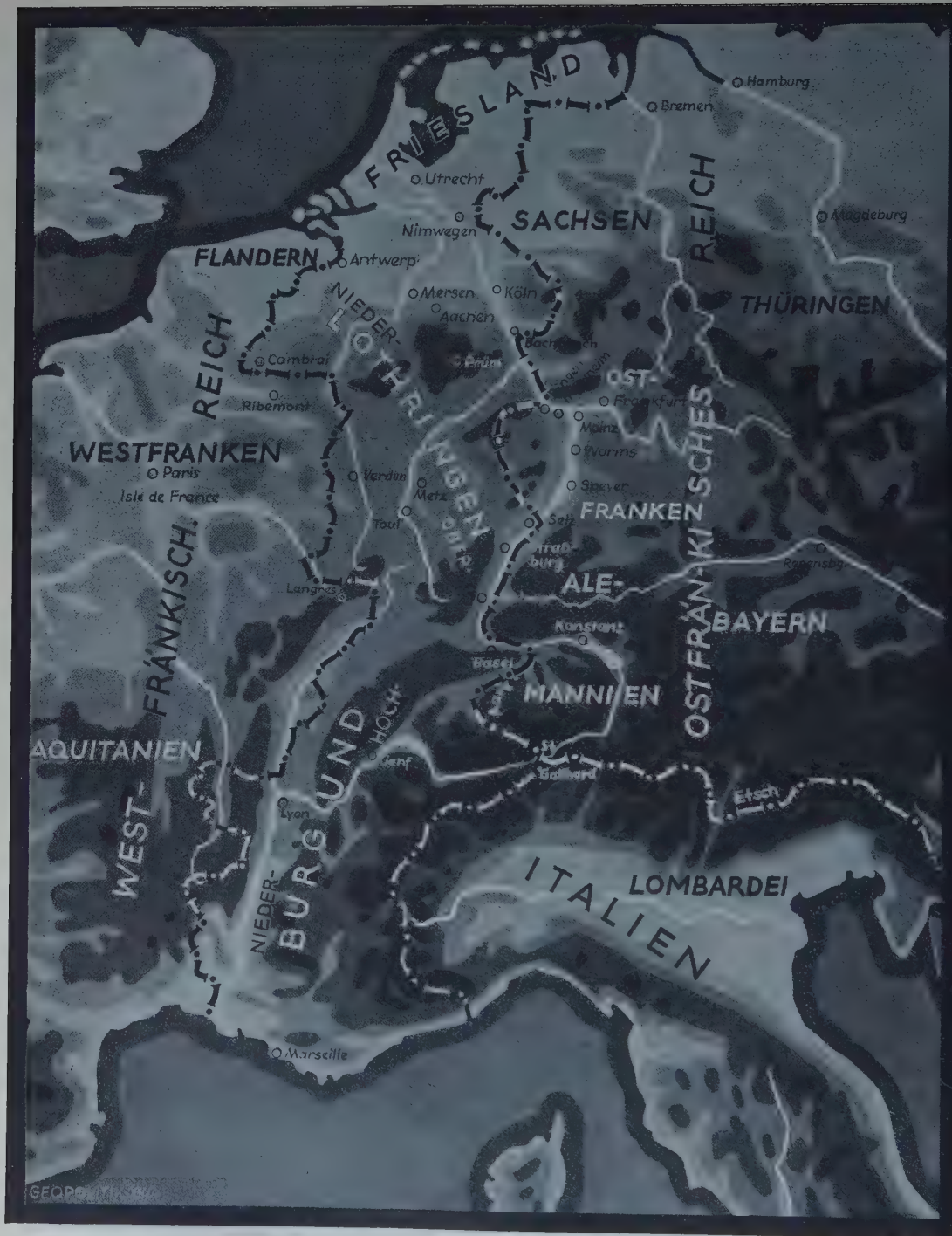
## 2. Sprachen und Mundarten im lotharingischen Raum.

Erstaunlich scharf sind seit Jahrhunderten die Sprach- und Mundartgrenzen innerhalb des lotharingischen Raumes abgezeichnet. Mitten hindurch geht die entscheidende Zweiteilung in germanisches und romanisches Sprachgebiet. Bezeichnend aber ist umgekehrt wieder die Zwei-, ja Dreisprachigkeit vieler Ortsnamen.



### 3. Die Dorfformen im lotharingischen Raum.

Seit der germanischen Landnahme sind die Dorfformen im ganzen lotharingischen Raum — also auch im romanischen Sprachgebiet, mit Ausnahme nur der Provence — germanischer Herkunft. Zumal das Gebiet der Gewann-(Häufen-) Dörfer schiebt sich als breiter Querriegel von der Elbe über den Rhein zur Seine.



#### 4. Das lotharingische Reich. 843—870.

Geopolitische Reliefkarte 80

Das im Verträge von Verdun 843 geschaffene lotharingische Reich trägt infolge seiner räumlichen und völkischen Zusammensetzung von vornherein den Keim der Auflösung in sich. Es ist ein künstliches, politisch und militärisch unhaltbares Gebilde und zerfällt nach wenigen Jahren. Sein Problem aber ist bis heute ungelöst,

die zwar wohl zur germanischen und romanischen Sprachengruppe gehören, nicht aber eine deutsche und französische Mundart, sondern eigene und wenn auch noch so geringfügige und zum Aussterben verurteilte selbständige Sprachgebiete darstellen: es ist im äußersten Norden das von Niederfränkisch und Niedersächsisch umschlossene Friesisch und im Süden der Schweiz das von Alemannisch und Italienisch umschlossene Ladinisch, das ja räumlich keinen Zusammenhang mit dem Französischen hat. Wenn man will, so tritt in der Schweiz sowohl wie an der Riviera als weiteres romanisches Sprachgebiet das Italienisch mit in den lotharingischen Raum.

So sehen wir im Gesamtgebiet des lotharingischen Raumes drei staatlich klar herausgehobene Teilräume, die an zwei und mehr Sprachgebieten Anteil haben und in denen ein stiller, aber zäher Sprachenkampf täglich ausgetragen wird: das ist Belgien, wo sich das Flämische zum Wallonischen etwa wie 55 zu 45 verhält, das ist ferner das unter französischer Herrschaft stehende Deutsch-Lothringen (und wenn man will: das Elsaß), vor allem aber ganz charakteristisch die Schweiz, die im Laufe der Jahrhunderte Angehörige von drei, ja vier verschiedenen Sprachgebieten zu einer staatlich so festen Einheit zusammengeschweißt hat, wie sie etwa Belgien niemals erreichen wird.

Nun gibt es drei sprachliche Erscheinungen, die über diese sonderbar trennende Sprachgrenze und über die doch wieder verbindende räumliche Geschlossenheit der einzelnen Untergruppen hinaus eine Gemeinsamkeit des gesamten lotharingischen Raumes bilden. Das ist einmal jener eigenartige und bis heute in seinem Ursprung und seinen Vorbedingungen noch nicht restlos geklärte Lautverschiebungskreis von u zu ü, der unterschiedslos germanische und romanische Sprach- und Mundartgebiete umfaßt. Es ist ein Aussprachekreis, der sich über das Norditalienische, Französische, Alemannische und Niederfränkische erstreckt, also über ein zusammenhängendes Gebiet, das den lotharingischen Raum fast ganz in sich begreift. Hier ist ein langes u zu ü geworden oder will es werden; oft besteht auch, wenn nicht ein Lautwandel selbst, so doch die Neigung dazu. In einem großen Teil des alemannischen Mundartgebiets (etwa auch im Elsaß) ist so aus dem mittelhochdeutschen u nicht wie im Neuhochdeutschen ein au, sondern eben ein ü geworden (z. B. mhd. hus, nhd. haus, al. hūs). Der Niederfranke (Holländer und Flame) spricht das geschriebene u wie ü, und vom Französischen ist diese Erscheinung ja ganz bekannt. Hier geht es aber so weit, daß in einigen französischen Mundarten sogar der u-Laut (geschrieben ou) schon fast wie ü gesprochen wird.

Wir haben ferner in einem Großteil des lotharingischen Raumes die Näselsing der Selbstlauter in bestimmten Stellungen, und zwar wiederum im germanischen und romanischen Sprachgebiet, so in allen fränkischen und alemannischen (übrigens auch den bayerischen) Mundarten gleicherweise wie bekanntlich im Französischen. Es mag sehr wohl sein, daß sowohl Lautverschiebungen wie Näselsing von ganz bestimmten rassischen Zusammensetzungen und Vorbedingungen abhängig sind.

Und schließlich ist noch eine dritte sprachliche Erscheinung für das lotharingische Zwischenreich sehr bezeichnend, das ist die Zwei- oder sogar Dreisprachigkeit der Ortsnamen, wenigstens soweit es sich um größere und geschichtlich ältere Städte oder um bedeutendere Flüsse handelt. Immerhin zeugt sie davon, daß sich das Gebiet einmal als Einheit gefühlt hat und in seinen Teilräumen vielleicht noch fühlt, während die Bevölkerung der einzelnen Städte einheitlich dem einen oder anderen Sprachgebiet angehört. Insbesondere im flämisch-wallonischen Gebiet gibt es eine ganze Reihe von Ortsnamen, für die es drei sprachliche Bildungen gibt, eine hochdeutsche, eine niederfränkische und eine französische<sup>1)</sup>:

deutsch:	Arel	Brügge	Brüssel	Flandern	Gent
niederfränkisch:	Aarlen	Brugge	Brussel	Vlaanderen	Ghent
französisch:	Arlon	Bruges	Bruxelles	Flandre	Gand
deutsch:	Hennegau	Löwen	Lüttich	Nimwegen	Ypern
niederfränkisch:	Hennegouwen	Leuven	Luik	Nijmegen	Jeperen
französisch:	Hainaut	Louvain	Liège	Nimègue	Ypres

Dann gibt es wieder in jenem flämisch-wallonischen Grenzgebiet eine Reihe von Ortsnamen, die nur zwei Bezeichnungen aufweisen, wobei entweder die hochdeutsche und niederfränkische zusammenfallen oder nur eine niederfränkische Form gegenüber der französischen vorhanden ist:

deutsch bzw. niederfränkisch:	Antwerpen	Bergen	Dendermonde	Doornijk	Dünkirchen	
französisch:	Anvers	Mons	Termonde	Tournai	Dunkerque	
deutsch bzw. niederfränkisch:	Gravelingen	Kortrijk	Lier	Mecheln	Meenen	Namen
französisch:	Gravelines	Courtrai	Lierre	Malines	Menin	Namur
deutsch bzw. niederfränkisch:	Oudenaarde	Rijssel	Ronse	Thienen	Tongeren	Sint-Truiden
französisch:	Audenarde	Lille	Renaix	Tiremont	Tongres	Saint-Trond

Ferner gibt es noch eine Reihe alter deutscher Namen für französische Ortsnamen, schließlich eine größere Zahl schweizerischer Orte mit zwei Namen im Übergangsgebiet. Teils sind sie heute noch in Gebrauch, etwa wenn ein Fluß in beiden Sprachgebieten verläuft, teils aber sind sie nur noch geschichtlich bekannt, ein Zeuge einstiger deutscher Herrschaft:

deutsch:	Beffert	Bisanz	Burgund	Diedenhofen	Kamerich	Lothringen	Lützelburg	
französisch:	Belfort	Besançon	Bourgogne	Thionville	Cambrai	Lorraine	Luxembourg	
deutsch:	Maas	Mosel	Mömpelgart	Nanzig	Saar	Schelde	Tull	Wirten
französisch:	Meuse	Moselle	Monbéliard	Nancy	Sarre	Escaut	Toul	Verdun
deutsch:	Basel	Genf	Murten	Neuenburg	Sitten	Waadt	Delsberg	Pruntrut
französisch:	Bâle	Genève	Morat	Neufchâtel	Sion	Vaud	Delémont	Porrentruy
deutsch:	Bellenz	Cleven	Sonders					
italienisch:	Bellinzona	Chiavenna	Sondrio					

Auch am Anfang dieser sprachlich so klaren Scheidungslinie innerhalb des lotharingischen Raumes stehen gleichsam als Symbol innerer Zerrissenheit wiederum die Geschehnisse um den Vertrag von Verdun. Mit Recht hat man zu allen Zeiten in den Straßburger Eiden das älteste Sprachdenkmal der deutschen und der französische

<sup>1)</sup> Die folgenden Aufstellungen sind sicher lückenhaft und ließen sich gewiß noch um viele Beispiele — zumal in der Schweiz — vermehren.

sischen Sprache gesehen, so wie im Vertrag von Verdun im Jahre darauf die Geburtsstunde des deutschen und des französischen Volkes. Im Kampfe gegen ihren Bruder Lothar verbündeten sich Ludwig und Karl am 12. Februar 842 in Straßburg; entsprechend der schon verschiedenartigen nationalen Zusammensetzung ihrer Heere schwor Ludwig der Deutsche in französischer, Karl der Kahle aber in deutscher Sprache, umgekehrt, also in ihrer Muttersprache, die Gefolgsmannen. —

Neben den rassischen und sprachlichen Verhältnissen werfen die Siedlungsformen weitere bezeichnende Lichter auf die so höchst eigenartige Struktur des lotharingischen Raumes. Auch hier wird man wiederum feststellen, daß sich die Grenzen der Hausformen wie die der Dorfformen weder untereinander noch mit denen der geopolitischen Räume, der rassischen Schichtung, der sprachlichen Verteilung oder der staatlichen Gliederung decken. Und doch lassen sich auch in den Siedlungsformen wieder ganz bestimmte räumliche Verhältnisse erkennen, die nicht von ungefähr sind und ihre Vorbedingungen in den Gegebenheiten des Bodens und der Rasse besitzen.

Die Dorfformen sind im ganzen lotharingischen Raum, mit Ausnahme nur der Provence, germanischer Herkunft und haben sich seit der germanischen Landnahme (also auch im heutigen romanischen Sprachgebiet) gehalten. Der Norden, die Niederlande und Flandern, aber auch Teile der Wallonie, ist von Einzelhöfen erfüllt, wozu an der Küste noch die Marschhufendörfer späterer mittelalterlicher Siedlung (Eindeichung) hinzutreten. Südlich davon ist der Hauptteil der Wallonie, ganz Lothringen und nördliche Teile Burgunds und der Schweiz mit Gewanddörfern (Haufendörfern) besiedelt, deren Gesamtgebiet aber nach Osten bis zur Elbe, nach Westen bis über die Seine hinüberreicht. Der größte Teil Burgunds und kleinere Teile der französischen Schweiz gehören zu dem großen Gebiete des französischen Einzelhofes germanischer Herkunft, wozu noch in den Alpen die typischen Höfe des Hochgebirges kommen. Erst die Provence erweist sich als ein Gebiet von Siedlungen römischer Herkunft.

Die Verteilung der Hausformen im lotharingischen Raum dagegen zeigt sich wesentlich anders. Hier machen sich wiederum die Sprach- und Stammesgrenzen deutlicher bemerkbar. Am reichsten sind die Niederlande mit verschiedenen Haustypen versehen, mit dem friesischen, altsächsischen, mitteldeutschen und niederfränkischen Haus; letzteres nimmt auch ganz Flandern ein. Nach Süden zu folgt dann das große Gebiet des mitteldeutschen, in der Schweiz das des alemannischen Hauses. Im gesamten Westen, vor allem in Lothringen und Burgund, herrscht das französische Haus, die Ferme, im äußersten Süden, in der Provence, das römische Haus. —

Schließlich sei noch auf einige bemerkenswerte Erscheinungen des religiösen Lebens innerhalb des lotharingischen Raumes hingewiesen. Zunächst läßt sich der Gesamtraum wie die einzelnen Teile merkwürdig genau mit den Sprengeln der

mittelalterlichen Bistümer und Erzbistümer umschreiben: Zum Erzbistum Köln gehörte: Utrecht, Tongeren, Lüttich, Doornijk, Cambrai; zum Erzbistum Trier: Teile von Trier, Metz, Toul, Verdun; zum Erzbistum Besançon: Basel, Besançon, Lausanne; zum Erzbistum Mainz: Chur und Teile von Konstanz; zum Erzbistum Lyon: Langres, Chalon, Mâcon, Lyon; dann folgt südlich der Bistümer Lyon, Genf, Sitten die Unzahl der Kirchensprengel in Niederburgund und der Provence, von denen wohl Avignon noch am bekanntesten ist.

Schon früh regten sich in dem geistig und politisch bald unruhiger werdenden lotharingischen Raum starke Selbständigkeitserscheinungen, Los-von-Rom-Bewegungen, die, von den Waldensern im Süden des Raumes angefangen, über die friedlicheren „Brüder vom gemeinsamen Leben“ in den Niederlanden, mit denen die heute bekannteren Beginen und Begarden zusammenhängen, zum Calvinismus und zum heldenhaften Glaubens- und Freiheitskampfe der Niederländer hinführen. Gerade der Weg des schon räumlich zwischen Luthertum und Katholizismus stehenden Calvinismus ist in diesem Zusammenhang aufschlußreich. Johannes Calvin (Jean Cauvin) selbst stammte aus Noyon in der dem lotharingischen Raum benachbarten Pikardie, verbrachte aber bekanntlich die Hauptzeit seines Lebens in Genf. Die von ihm geführte Glaubensbewegung nahm ihren Weg von der Schweiz die Rhone hinab (Lyon), drang tief nach Frankreich hinein (Hugenotten, Jansenisten), dann aber vor allem den Rhein abwärts über das Elsaß, die Pfalz, das Bergische Land und den Niederrhein nach Holland und England, wo sie jenseits des Meeres in der speziellen Form des Puritanismus aus dem Bereiche des lotharingischen Raumes herausrückt.

### III. Die Geschichte

Den Vertrag von Verdun hat man mit Recht zu allen Zeiten auch als den Geburtsakt der deutschen und französischen Nation betrachtet. Während das ostfränkische und das westfränkische Reich von vornherein schon auf Grund ihrer räumlichen und völkischen Zusammensetzung die Möglichkeit einer eigenen staatlichen Entwicklung in sich trugen und diese Fügung des Schicksals bis heute gerechtfertigt haben, trug das lotharingische Zwischenreich von vornherein den Keim der Zersetzung in sich. Wie wir sahen, wurde unmittelbar vor seiner Geburtsstunde seinem inneren Zwiespalt in den Straßburger Eiden ein unvergängliches Denkmal gesetzt; sie tragen bis heute symbolhaften Charakter. Das lotharingische Reich war ein künstliches Gebilde, trotzdem es die beiden Mittelpunkte karolingischer Macht, Aachen und Rom, in sich barg. Eine so entscheidende Sprachgrenze wie die zwischen Germanisch und Romanisch konnte man auf die Dauer nicht mißachten, ebenso wenig die rassischen Unterschiede, die sich mitten hindurchzogen. Es war in seinen Teilräumen ein vielleicht geopolitisch natürliches, militärisch aber jedenfalls unhaltbares Gebilde.

Eine Vorahnung des lotharingischen Raumproblems tritt uns bereits in den ersten Auseinandersetzungen zwischen Germanen und Römern entgegen. An den drei strategisch wichtigsten Punkten im Bereich des langgestreckten Raumes stießen die beiden Völker erstmalig entscheidend zusammen. Zunächst im Süden, vor dem Übergang von Gallien nach Italien, wo die Kimbern und Teutonen bei Arausio (Orange) im Jahre 105 v. u. Z. das Römerheer vernichteten. In derselben Landschaft der Rhonemündung wurden drei Jahre darauf die Teutonen selbst von den Römern bei Aquae Sextiae (Aix en Provence) aufgerieben. Die Auseinandersetzung zwischen Caesar und Ariovist spielte sich kein halbes Jahrhundert später (58) auf der Mitte des Raumes, in der Burgundischen Pforte, ab. Und schließlich steht auch die Schlacht im Toutoburger Walde im Jahre 9, die Befreiung Germaniens durch Armin, strategisch in engem Zusammenhang mit dem lotharingischen Raum; denn die Operationsbasis der Römer lag linksrheinisch gegenüber der Lippemündung am Niederrhein. Es war Castra Vetera, das spätere Xanten und Birten, das durch alle Jahrhunderte hindurch der strategische Brennpunkt des Rheindeltas im weitesten Sinne und sogar einschließlich der Norddeutschen Ebene geblieben ist. Karl legte hier München-Gladbach gegen die Sachsen an, Burgund bemühte sich verzweifelt um Neuß, und hier entstand die brandenburgische Festung Kalkar, die vom preußischen Wesel bis in unsere Tage hinein abgelöst wird. Hier aber bricht auch der westliche Feind immer entscheidend ein: von Ludwig XIV. über die Schlacht von Krefeld und Napoleon bis zum Ruhreinbruch 1923. —

In den Stürmen der Völkerwanderung wurde zunächst alles verwischt, was noch irgend an die germanisch-römische Front erinnerte. Durch die germanische Landnahme erschien der lotharingische Raum auf Jahrhunderte hinaus überwunden. Es erwuchs das Frankenreich der Merowinger und Karolinger von der Elbe bis an die Pyrenäen, aber es zerbrach nicht zuletzt an der auseinanderstrebenden geopolitischen Struktur des Raumes. Immerhin — und das ist für unser Problem das Entscheidende — gewann bei der Zerschlagung dieses Reiches das Problem des lotharingischen Raumes erstmalig greifbare Gestalt. Es ist räumlich und staatlich nie wieder so eng zusammengefaßt worden wie bei jener Aufspaltung im Jahre 843.

Das lotharingische Reich in dieser — man möchte fast sagen: klassischen — Gestalt hat genau nur 27 Jahre Bestand gehabt. Zwischen dem Ostreich (Deutschland) und dem Westreich (Frankreich) gelegen, wurde es von beiden erdrückt und verschwand mit den Verträgen von Mersen (870) und von Verdun und Ribemont (879/80) als eigenes staatliches Gebilde. Das Ergebnis war, daß es mit diesen beiden auch räumlichen Etappen nach teilweiser Zugehörigkeit zum Westreich schließlich an das Ostreich kam und nach vielfältigen Wirren 925 durch die endgültige Zuteilung auch des engeren Lothringens ganz an Deutschland übergang. Die aus den Trümmern noch gerettete Selbständigkeit Burgunds hörte (ebenso wie die Italiens) alsbald zugunsten des nunmehr entstehenden Heiligen „Römischen“ Reichs

Deutscher, Italienischer und Burgundischer Nation auf<sup>1)</sup>). In diesem Zustand verharrte der lotharingische Raum geschlossen und nahezu unverändert bis gegen Ende des Mittelalters beim Deutschen Reich. Die Rheinlinie bildete (in Verbindung mit der Rhonelinie und Italien) die Achse des Reiches. Symbolisch für die innere Preisgabe dieser Position war erst die Verlegung der Hauptstadt des Reiches von dem linksrheinischen Aachen nach Nürnberg und Frankfurt, beide rechts des Rheins, und schließlich nach Wien, dem Bereich des deutschen Schicksalsstroms gänzlich entrückt.

Eine Vorahnung kommender Auseinandersetzungen war schon die Schlacht von Bouvines (bei Lille) 1214, in der das vereinigte Deutschland und England vor Frankreich zurückweichen mußte. Noch aber blieb das Reichsgebiet unverletzt. Erst Anfang des 14. Jahrhunderts begann der lotharingische Raum des Deutschen Reiches in sich zu zerbröckeln, begannen sich Teilräume selbständig zu machen und Entwicklungen anzubahnen, deren verhängnisvolle Folgen für das Reich nicht mehr gutzumachen sein sollten. Drei Mächte sind es, die jetzt fast gleichzeitig hier entstehen oder eingreifen: die Schweiz, Burgund und Frankreich.

Die Eidgenossen machten sich — in einem an sich zweifellos heldenhaften Kampfe — zunächst nach Osten hin Luft und lösten sich in den drei Schlachten von Morgarten (1315), Sempach (1386) und Näfels (1388) von Österreich (Habsburg), praktisch schon damals also vom Reiche, wenn auch die Trennung theoretisch erst im Westfälischen Frieden anerkannt wurde. 1444 bestanden sie bei St. Jakob an der Birs ebenso kräftig den Abwehrkampf gegen das vereinigte Österreich und Frankreich. Ein Menschenalter später folgte die Auseinandersetzung mit dem Nachbarn im Westen: 1476 wurde Burgund in den Vernichtungsschlachten von Granson und Murten endgültig abgewiesen. Damit hat sich die Schweiz innerhalb des lotharingischen Raumes ihr eigenes Lebensrecht erkämpft und bis heute zu bewahren gewußt.

Blieb so die Entstehung der Schweiz von dauernder Bedeutung, so war Burgund von vergänglicher Wirkung, in unser Problem aber gewährt es ungleich größere Einblicke. Ein halbes Jahrhundert später als die Schweiz, räumlich noch weiter an der Peripherie gelegen, machte sich die benachbarte sogenannte Freigrafschaft Burgund (Hochburgund) in Verbindung mit dem unter französischer Lehnshoheit stehenden Herzogtum Burgund (Bourgogne) selbständig. Das allmählich dem feudalistischen Auflösungsprozeß immer mehr verfallende Reich vermochte den ferngelegenen Raum nurmehr in loser Lehnsabhängigkeit zu erhalten. Bereits die Vorfahren Karls des Kühnen hatten durch ein kluges System von Heiraten, Bündnissen

---

<sup>1)</sup> Es ist ein leider sehr weit verbreiteter Irrtum, immer nur vom Heiligen Reich Deutscher Nation zu sprechen. Tatsächlich gliederte sich das Reich in die drei obengenannten Nationen, und entsprechend war der Erzbischof von Mainz der Kanzler für die deutsche, der von Köln für die italienische und der von Trier für die burgundische Nation.

und Verträgen (von 1363 an) den Grund zu der Machtstellung ihrer Nachkommen gelegt. Es ist für die Situation schon bezeichnend, daß sie gleichzeitig Lehnsträger des deutschen Kaisers und des Königs von Frankreich waren. Karl der Kühne aber erst ließ das alte lotharingische Reich in neuer Form auferstehen, und wenn auch im Raume beschränkter, so doch in der Politik weit kraftvoller. Das Reich Lothars konnte nur mühevoll und nur etwa zur Hälfte wieder zusammengebracht werden (Niederburgund und die Provence waren bereits endgültig an Frankreich verloren). Immerhin umfaßte es die damals reichsten Landschaften Europas und stand an Macht über Deutschland und Frankreich. Was aber an Ausdehnung fehlte, das wurde reichlich ersetzt durch die Persönlichkeit Karls, auf den wie auf kaum je einen anderen Herrscher sein Beiname zutraf: eine echt nordische, heldenhafte Gestalt, deren Kühnheit freilich zuweilen an Abenteuerlichkeit grenzte. Mit keinem seiner Nachbarn konnte er Frieden halten, und jedes Mittel war ihm zur Ausweitung seines Gebietes recht: mit Köln und Lüttich, mit Lothringen und der Schweiz, mit Frankreich und dem Reiche hat er im Kampf gelegen, und er ist genau so wie sein Vorgänger am Werk, Kaiser Lothar, zwischen diesen Fronten zerrieben worden, nur mit dem umgekehrten Vorzeichen, indem er immer der angreifende Teil war und Lothar immer in der Verteidigung gestanden hatte. Als er zu seinen getrennt liegenden Besitzungen — Herzogtum und Freigrafschaft Burgund, Nevers, Charolais, Sundgau, Breisgau, Luxemburg, Brabant, Geldern, Holland, Seeland, Flandern, Artois, Pikardie und Hennegau — die Hand auf das noch fehlende Mittelstück Lothringen legte, ereilte ihn sein Schicksal: im Herzen des lotharingischen Raumes ist er in der Schlacht bei Nancy (1477) gefallen.

Das lotharingische Problem kam aber auch damit nicht zur Ruhe. Das Erbe Karls des Kühnen rollt seitdem als Zankapfel zwischen Deutschland und Frankreich, zunächst zwischen Habsburg und Bourbon. Im wesentlichen wurde es von Maximilian angetreten bis auf das Herzogtum Burgund und die Pikardie. Gerade von unserem Problem aus gesehen aber muß es rückschauend als ein schwerer Fehler erscheinen, wenn der soeben dem Reiche zurückgewonnene Hauptteil des lotharingischen Raumes 1556 wieder abgetrennt und mit Spanien verbunden wurde; denn diese Maßnahme schuf eine wesentliche Voraussetzung für die Loslösung der Niederlande von Spanien und damit vom Reiche, die kurz darauf (1564) begann und 1648 vollendet war. Im Westfälischen Frieden wurden die Flanken des Rheins, Oberlauf und Mündung, die Schweiz und die Niederlande, abgeschlagen und endgültig aufgegeben. Noch freilich blieben die spanischen Niederlande (Flandern) erhalten (seit 1713 österreichisch) bis zur Französischen Revolution, im ganzen aber wich das Reich Schritt für Schritt aus dem lotharingischen Raum zurück, der somit entweder zur Beute Frankreichs wurde oder Zwischenstaaten zur Grundlage ihrer Entstehung diente.

Gleichzeitig mit der Entstehung der Schweiz und Burgunds in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts begann der Vormarsch Frankreichs in den lotharingischen

Raum, und von da aus an den Rhein, der bis in unsere Tage mit seltener geopolitischer Konsequenz durchgeführt worden ist. Sobald Frankreich seine inneren Kämpfe und zumal seit Ende des 15. Jahrhunderts die Auseinandersetzung mit England beendet hatte, drang es zielbewußt über den ihm von der Natur gegebenen Raum hinaus, und allmählich bildete sich immer greifbarer die französische Fiktion vom Rhein als seiner „natürlichen“ Grenze, die zwar als räumliches Ziel und politische Wirklichkeit in der Zeit der Revolution und Napoleons ihre stärkste Ausgestaltung erfuhr, als politische Leitidee aber bis heute unvermindert fortwirkt. Wie schon gesagt, hat der ganze Vorgang etwas Künstliches, nie Zufriedenstellendes an sich, seitdem sich Frankreich aus dem ihm von der Natur gesetzten Raum herausbegab. Die Etappen auf diesem Wege sind für unser Problem zu wesentlich, als daß wir sie nicht kurz umreißen sollten.

Bereits im 14. Jahrhundert gelang es Frankreich, den südlichsten Teil des lotharingischen Raumes, Dauphiné und Provence, vom Reiche abzureißen und seiner Krone einzuverleiben. Es folgte eine zweihundertjährige Pause, die von inneren Wirren wie von scheiternden Versuchen, nach Osten vorzudringen (Ludwig XI., Franz I.), erfüllt war. Erst 1552 erwies sich die Gelegenheit zu neuem Vorstoß günstig: nach dem von da ab sich bewährenden französischen System wurden mitten im Frieden die drei Bistümer Metz, Toul und Verdun geraubt, das Kernstück des alten Lotharingiens. Wieder hundert Jahre später wurde das Werk Richelieus im Westfälischen Frieden durch den Erwerb des Sundgaues (also der Burgundischen Pforte) und kleinerer Herrschaften und Ansprüche im Elsaß gekrönt. Dieses System wurde folgerichtig von Ludwig XIV. ausgestaltet und über die berüchtigten Reunionen und den Raub Straßburgs (1681) bis an den Rhein fortgeführt. Ebenso aber drang er in Burgund und Flandern vor: Frankreich wurde in zahlreichen Kriegen um das Artois, Flandern, Lille, Cambrai, Maubeuge, Montmedy, Longwy, Diedenhofen, Saarlouis, Landau, die Freigrafschaft (Franche Comté) Burgund und die Reichsstadt Besançon erweitert. Vor dieser Grenze befanden sich als vorgeschobene Posten eine ganze Reihe fester Plätze mit französischem Besatzungsrecht. Es folgte als weitere Etappe 1735 das schon lange eingekeilte Lothringen, das als willkommene Verbindung bisher noch getrennter Teile erscheinen mußte. Das ohnmächtige Reich aber mußte alledem zusehen, ohne es hindern zu können.

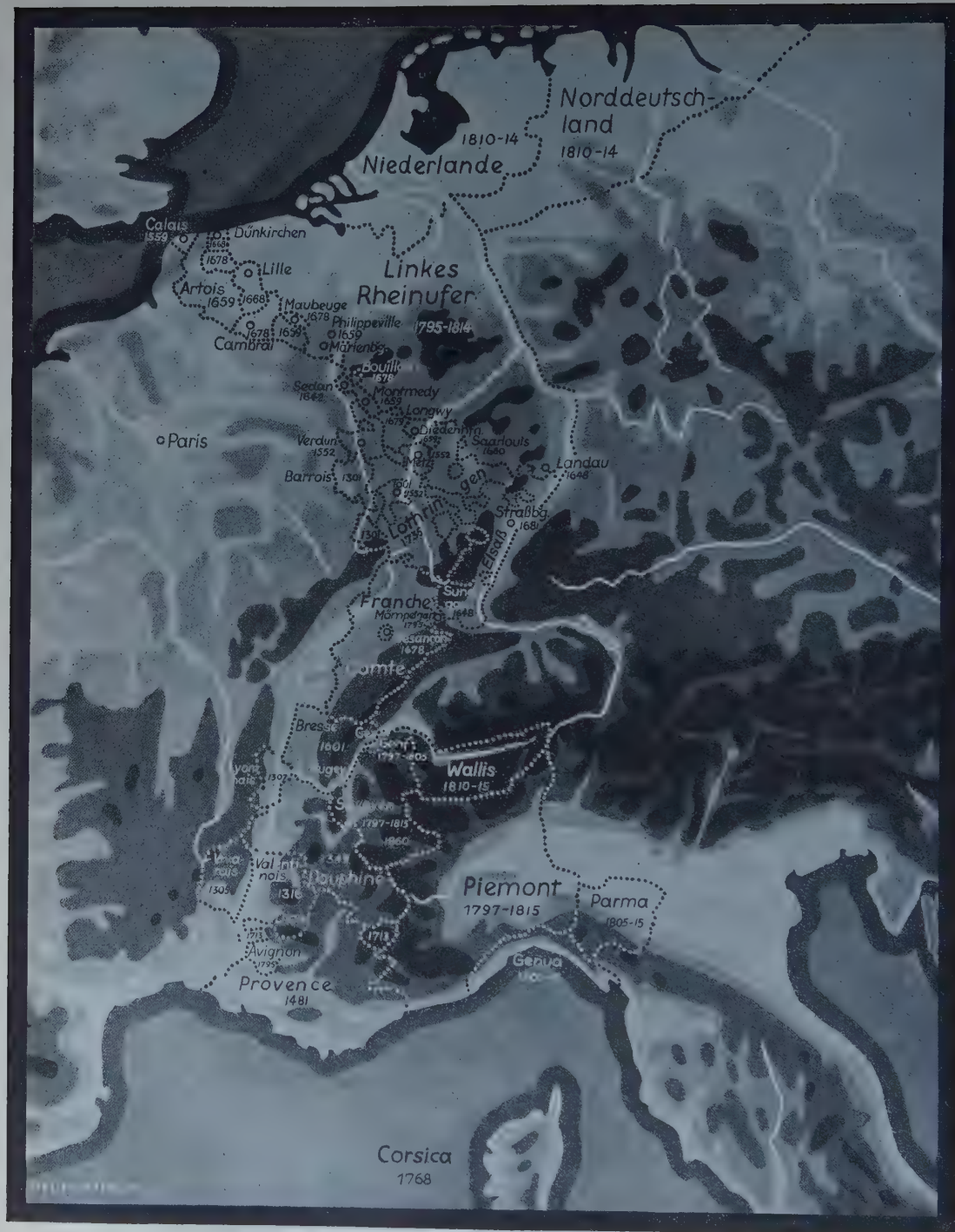
War so schon bis auf die Niederlande und die Schweiz der lotharingische Raum in Frankreichs Hand, so erging sich die Französische Revolution und in ihrem Gefolge Napoleon vollends ins Maßlose. Die Fiktion vom Rhein als der natürlichen Grenze erfuhr nicht nur hier ihre vollste Verwirklichung, jetzt wurde weit über das Ziel hinausgeschossen und außer dem linken Rheinufer (1795) auch noch Norddeutschland auf der Linie Wesel—Minden—Lübeck in Besitz genommen (1810). Schlag dergestalt das Pendel am weitesten aus, so schlug es auch in gewissem Sinne wieder zurück. Der Wiener Kongreß drängte Frankreich wieder auf seinen Besitzstand von



Geopolitische Reliefkarte 81

## 5. Das Reich Karls des Kühnen (1477).

Der Burgunderherzog Karl der Kühne läßt das lotharingische Reich in neuer Form auferstehen, im Raume beschränkter, in der Politik weit kraftvoller. Aber auch er wird zwischen den vielen Fronten zerrieben. Sein Erbe rollt seitdem als Zankapfel zwischen Deutschland und Frankreich.



## 6. Der Vormarsch Frankreichs im lotharingischen Raum und an den Rhein.

Im 14. Jahrhundert beginnt der bis heute mit unerhörter Konsequenz durchgeführte Vormarsch Frankreichs an den Rhein. Es bildet sich die französische Fiktion vom Rhein als einer natürlichen Grenze heraus. In zahllosen Etappen wird Stück für Stück vom Reichskörper losgerissen.



Geopolitische Reliefkarte 83

## 7. Der lotharingische Raum in der Gegenwart.

Burgund und die Provence sind französisch, scharf, aber nicht unproblematisch (Riviera!) nach Italien hin abgegrenzt. Die Flanken des Rheins, Holland und Schweiz, sind seit Jahrhunderten vom Reichskörper abgeschlagen. Die Mitte des lotharingischen Raumes zerbröckelt in weiteren Pufferstaaten (Belgien, Luxemburg).



Geopolitische Reliefkarte 84

## 8. Die Front des Weltkrieges.

Der Weltkrieg wird nicht nur um den Rhein, sondern im Grunde um den lotharingischen Raum ausgetragen. Hier kommt die deutsche Front zum Stehen und erstarbt. Und hier liegen auch die drei Angelpunkte in der Strategie dieser gewaltigsten Auseinandersetzung zwischen Deutschland und Frankreich: Marne, Somme, Verdun.

1789 zurück, ja nahm ihm gar das Saargebiet und Flandern, stellte die Schweiz und die Niederlande wieder her, letztere sogar in idealer Form durch die Angliederung Flanderns — die elsässische Frage aber wurde nicht im deutschen Sinne gelöst. Es liegt zu sehr am Rande unserer Fragestellung, den Versuchen ihrer Lösung 1871 und 1919 weiter nachzugehen, und es ist zu bekannt, daß sie weder unter deutscher Herrschaft gelang noch unter französischer gefunden zu sein scheint. Wichtig aber ist für unser Problem die Erscheinung der Autonomisten im Elsaß seit 1919, die hier der Anfang eines neuen Pufferstaates genannt werden können, eines Zwischenreiches, woran der lotharingische Raum ja nicht gerade arm ist; denn die Bildungen des Wiener Kongresses haben sich hier nicht bewährt. 1830 spalteten sich Belgien und Luxemburg als weitere lotharingische Pufferstaaten von den Niederlanden wieder ab. Dasselbe gilt im Süden Lotharingiens für Savoyen (Sardinien): es wurde 1860/61 zwischen Frankreich und Italien nach Maßgabe des Alpenkammes aufgespalten.

Wie Savoyen, Nizza und — wenn man will — Korsika Streitfragen an den Grenzen Italiens und Frankreichs bilden, jedenfalls im Ernstfall beiderseitiges Aufmarschgebiet, so die Niederlande und Belgien Englands Glacis auf dem Festland. Großbritannien hat seit der Zeit Marlboroughs, seit dem Spanischen Erbfolgekrieg, ja von der Schlacht bei Bouvines an bis zum Weltkrieg, soweit es überhaupt in europäische Kriege eingriff, seine Schlachten in Flandern geschlagen. So ist auch das Wort eines englischen Staatsmannes in diesen Tagen zu verstehen: man müsse England am Rhein verteidigen. Es rief begreiflicherweise in den Niederlanden erhebliche Unruhe hervor und löste sofort einen diplomatischen Schritt aus. Holland und Flandern sind die Brückenköpfe Englands — Calais war von 1328 bis 1559 in englischem Besitz! —, besser gesagt: die — echt germanisch — angelegte Grenzmark, der „Vorfluter“, während der romanische Staatsgedanke eine Mark nicht verträgt und eine haarscharfe Grenze zwischen Italien und Frankreich zieht.

Ein geradezu erschütterndes Symbol aber ist es für die im ganzen tragisch verlaufene Geschichte unseres Reiches, daß der Weltkrieg, jene gewaltigste Auseinandersetzung zwischen Deutschland und Frankreich, nicht nur um den Rhein, sondern im Grunde um das lotharingische Reich ausgetragen wurde. Dies wird nicht nur klar, wenn man sich die deutschen Kriegsziele räumlich im Falle eines Sieges vor Augen hält, das zeigt sich schicksalhaft darin, daß die deutsche Front des Weltkrieges mitten im lotharingischen Raum zum Stehen kam und hier erstarnte. Die drei Angelpunkte seiner Strategie tauchen in diesem Zusammenhang wieder auf: Marne, Somme, Verdun. Die Spanne von den Vogesen bis Flandern ist die Achse des alten lotharingischen Reiches. Diesen gewaltigen Geschehnissen gegenüber sind die vergänglichen Erscheinungen der Rheinlandbesetzung, des Ruhreinbruchs und die konstruierte Problematik des Saargebietes von gänzlich untergeordneter Bedeutung.

Wir haben den lotharingischen Raum hiermit einmal nicht von der deutschen Grenze her betrachtet — das ist schon öfters geschehen —, sondern als ein gewissermaßen selbständiges Gebilde, als einen Raum, der sich zum mindesten für seine einzelnen Teile im Laufe der Geschichte so etwas wie ein Gewohnheitsrecht auf Selbständigkeit erworben hat. Der lotharingische Raum war als selbständiger Staat gewiß eine künstliche Schöpfung, ohne eigenen Mittelpunkt, verwaltungsmäßig unmöglich, militärisch unhaltbar. Dennoch ist er, wenn man den tieferen Zusammenhängen unter seinen einzelnen Teilräumen nachzuspüren sich bemüht, ein nicht so unnatürliches Gebilde, wie es vielfach empfunden und verurteilt worden ist. Es lebt als Ganzheit gleichsam unter der Oberfläche bis zur Stunde fort. Sein Problem wird gewiß nicht heute und nicht morgen gelöst werden, dazu haben sich die Zustände im Laufe des letzten halben Jahrtausends denn doch schon zu fest eingefahren. Und es wird im Sinne des Hochmittelalters, in Richtung der damaligen deutschen Reichsgrenze im Westen vielleicht nie mehr zu lösen sein. Unsere Aufgabe aber ist es, sich mit ihm auseinanderzusetzen und für Entscheidungen, die in diesem Raum möglicherweise noch fallen, bereit zu sein.

### HANSJULIUS SCHEPERS:

## Was will Rußland im Völkerbund? III

### Rückblick und Ausblick über Moskaus Weg nach Genf

Bis 1932 war Moskau stets für die praktische Gleichberechtigung der Nationen eingetreten, die in einer Revision des Versailler Diktates gipfelte. So ganz einfach war es also nicht für die Machthaber im Kreml, ihre neue Politik vor dem russischen Volke zu vertreten. Man feierte jedoch in der Moskauer Presse den Eintritt in den Völkerbund als Sieg der Sowjetdiplomatie. Rußland erkenne sehr wohl die Schwächen Genfs, die es nach wie vor bekämpfen werde, aber es habe erkannt, daß nach Deutschlands und Japans Ausscheiden der Völkerbund zu einem Sammelbecken tatkräftiger Friedensliebe geworden sei, und deshalb habe man seinen Eintritt vollzogen. Geflissentlich wird dabei aus realpolitischen Erwägungen verschwiegen, daß man in Moskau sehr wohl weiß, daß ein friedlicher Ausgleich unmöglich ist, solange Gleichberechtigung allein das Vorrecht einer höchst gerüsteten bestimmten Mächtegruppe ist. Nach den Versprechungen der Fünfjahrespläne müßte heute die russische Industrie der amerikanischen überlegen sein. Dabei kann sie noch nicht einmal ihren Binnenmarkt richtig versorgen, und die Volksernährung ist durch die unglückselige Kollektivierung und ihre Nebenerscheinungen keineswegs sichergestellt. Wahrscheinlich brauchte Moskau einen außenpolitischen Scheinerfolg, um das Fiasko im Innern zu verdecken. Als das überhebliche neue russische Regime zum ersten Male zu einem Anleihebittgang auf die westlichen Kapitalmärkte gezwungen war, da fing es an, der Eintritt in Genf ist der folgerichtige Abschluß

dieses Weges, der eine einzige Preisgabe einstiger kommunistischer Ideale war. Der Eintritt Rußlands wurde von Frankreich gerade aus denjenigen politischen Zweckmäßigkeitsgründen gewünscht und herbeigeführt, welche durch die Gründung des Völkerbundes eigentlich ausgeschaltet werden sollten. Wie die Paris-Moskauer Bündnispläne sich mit dem soviel zitierten Geist des Völkerbundes vertragen, bleibt das Geheimnis Barthous und Lavals. Die ursprüngliche Genfer Idee der Gleichberechtigung ist heute durch das Zusammengehen der Sowjets mit Frankreich (d. h. durch die Motive, die ihm zugrunde liegen) ferner denn je, und je mehr die beiden verantwortlichen Politiker von Recht und Sicherheit reden, um so mehr wird der Glaube an die Sicherheit des Rechtes in der Welt erschüttert. „Rußland wie Frankreich sind unter defensiver Ideologie heute in Wirklichkeit in höchstem Maße aggressiv“, und für beide gilt das Wort, das Haushofer in ZfG. (Nr. 8, 1934) zitiert: „Never to take anything the Russians say at face value (nichts, was Russen sagen, unbesehen anzunehmen, auf die Vorderseite der Medaille hin, ohne die Münze umzudrehen).“

In dieser Erkenntnis mag man sich zwei führende Russen gegenüberstellen: Litwinow und Manuilski. Zur selben Zeit reiste der eine in Paktplänen und sagte der andere als Leiter der „Komintern“ in einer großen Rede: „Pakte sind Blödsinn, der Kapitalismus stirbt, und nicht die Diplomatie, sondern die kommunistische Propaganda muß das Wort haben.“

Die Stellung Deutschlands zur neuen Lage ist viel im Auslande kommentiert worden. Der „Figaro“ meinte, Deutschlands Berechnung, durch seinen Austritt dem Völkerbund den Todesstoß zu versetzen, sei irrig gewesen. Demgegenüber sind wir der Ansicht, daß es eine trügerische Hoffnung Frankreichs ist, wenn es glauben sollte, mit Rußlands Hilfe den Völkerbund in seiner jetzigen Form wieder flott zu bekommen. Im Gegenteil, der Völkerbund ist dadurch (nach all seinen Fiaskos im Chaco, in der Mandschurei usw.) nur einen Schritt weiter heruntergekommen von einer Weltorganisation, die er ursprünglich sein sollte, zu einer europäischen Organisation von Versailles, zu einem Garanten des europäischen Ungleichgewichts, der Rechtsunsicherheit und des Messens mit zweierlei Maß. Barthou hatte Rußland ursprünglich nach Genf geholt durch die Zusage, der „Ostpakt“ („Nordostpakt“, „Ost-Locarno“) komme zustande. „Wider Erwarten“ lehnten Deutschland und Polen die Unterzeichnung ab und entzogen damit der so schön aufgestellten Falle ihre Stützen. Im Ostpakt sollten zehn Staaten sich mit allen militärischen Mitteln in einem Kriegsfall unterstützen, ohne daß mit dieser gleichverpflichtenden Unterstützungsklausel eine Gleichberechtigung verbunden sein sollte. Allerdings hätte nach Deutschlands Unterzeichnung die Frage behandelt werden können, wie etwa die internationalen Rüstungsfragen wieder aufzunehmen seien, man mutete uns also die weitgehendsten Verpflichtungen zu und behandelte uns gleichzeitig weiter als Volk und Staat zweiter Klasse, dem die Möglichkeiten, seinen Volksboden zu

schützen, verboten sind (von Neurath). (Der Ostpakt würde übrigens auch Verzicht auf eine Revision unserer Ostgrenzen bedeuten!) „Solchen Paktverwicklungen, Schachtelsystemen und Panikhandlungen gegenüber gilt es, den Kopf kühl und die Hände frei zu halten, damit man in weltpolitischen Erneuerungsbewegungen auf einmal nicht in der Lage ist, mit einem starken aufkommenden Träger der Zukunft Freundschaft zu machen und Sprünge in Gewaltbauten zum Wiederheraufklettern ans Licht zu nutzen. Wer nicht das gleiche Recht und die gleiche Geltung, Wehr- und Verhandlungswürde mit den verantwortlichen Mächten zugestanden erhält, der hat auch keine Verpflichtung, ihre Ordnungen zu verteidigen, und sollte sie nicht leichten Sinnes gerade dann übernehmen, wenn diese Ordnungen sichtbar ins Wanken geraten. Das ist eine Grundregel verständiger Anwendung von Grunderfahrungen der politischen Erdkunde“ (K. Haushofer). Diesen Standpunkt vertrat auch der Führer, wenn er sagte: „Ich werde es mir jedenfalls tausendmal überlegen, das deutsche Volk in Abmachungen verstricken zu lassen, deren Konsequenzen nicht ganz eindeutig zu übersehen sind.“ Polen lehnte bislang den Ostpakt mit dem Bemerken ab, seine Nichtangriffspakte mit Rußland und Deutschland genügen ihm vollauf, wie es bilaterale Verträge überhaupt Kollektivverträgen vorziehe, seine Ablehnung sei keine Entfremdung mit Frankreich, sondern nur ein Beweis, daß Polen bestrebt sei, selbständige und gleichberechtigte Großmacht zu sein, die ihre Angelegenheiten selbständig und so regelt, wie es nach ihrem Ermessen für Polen am besten sei. Diese Absage bedeutete immerhin einen Schlag für Frankreich, geeignet, die Werbungen um den „Einkreisungsersatzmann“ Rußland zu verstärken. Im Gegensatz zu Polen sah Rußland für seine Rückendeckungsabsichten in den Nichtangriffspakten keinen ausreichenden Schutz, sein Streben ging nach Mehrseitigkeitsverträgen mit Sanktions- und Hilfeleistungsklauseln. Dieser Wunsch erleichterte Frankreichs Völkerbundswerben (mit dem Ost-Locarnoköder) natürlich wesentlich. Einen indirekten Erfolg (allerdings nur einen kleinen) erzielte die russisch-französische Diplomatie auch bereits gegen das unfolgsame Polen im Baltenpakt, den Estland, Lettland und Litauen 1934 abschlossen. Dieser Pakt, der lediglich eine engere diplomatische Zusammenarbeit ohne festere (vor allem ohne militärische) Bindungen erstrebt (Wilna-Frage), eröffnet nur baltischen Staaten den Beitritt (Finnland). Nicht also Polen, dessen Randstaatenpolitik damit eine Niederlage erlitt, die auf Umwegen Rußland-Frankreich zugute kommt<sup>1)</sup>. Frankreichs neuer Außenminister Laval gibt den Ostpakt noch nicht verloren, aber auch ein erneutes drängendes Herantreten an Polen hat bislang Warschauer Standpunkt nicht geändert. Immerhin ist es ja auch wenig verlockend, als Folge eines Ostpaktes Durchgangsland für fremde Heere zu werden. Zweiseitige Militärbündnisse sind im Zweifel doch stärker als ein auf dem Papier stehendes Ost-Locarno, wenn wirklich ein Militärbündnispartner ungerechtfertigterweise ein Ost-Locarnomitglied angreifen

1) s. u.

würde. Was wäre denn die Folge eines Ost-Locarno? Polens Ausdehnungsdrang ist nach Osten gerichtet, seine Ostgrenze ist seine Stirnseite. Sollte es an der russisch-polnischen Grenze der Ukraine, dieses allzeit mit Zündstoff geladenen Gebietes, zu kriegerischen Verwicklungen kommen, so könnte eine französische Armee durch Deutschland marschieren, umgekehrt könnte eine rote Armee bei einem Angriff Frankreichs auf Deutschland an den Rhein rücken, und der Ostpakt würde es uns sogar unmöglich machen, diese „willkommene und wertvolle Hilfe“ abzulehnen! Wie ein Sowjetheer sich in Deutschland gebärden würde, mag man an dem kleinen Beispiel ersehen, wie „harmlose“ Sowjetfußballer sich vor kurzem in der Tschechei aufführten! Laval hat inzwischen die Schärfe und Ausschließlichkeit der Linie Barthous weitgehend verlassen — und damit allerdings den ursprünglichen Ostpakt ähnlich verwässert, wie es durch die verschiedenen Vorbehaltsklauseln („Britische Monroedoktrin“) seinerzeit mit dem Kellog-Pakt geschah. Man will den Polen eventuell zugestehen, ihre Ostpaktverpflichtungen nicht Anwendung finden zu lassen auf Polens Beziehungen zu Litauen (Gegenschlag Polens gegen die Behandlung der Wilna-Frage im Baltenpakt?) und zur Tschechoslowakei. Ähnliche Zugeständnisse an Deutschland, das doch wesentliches Mitglied des Ostpaktes sein sollte, sind noch nicht bekanntgeworden. Diese nachgiebige Haltung Lavals ist vor allem durch russisches Drängen hervorgerufen. Rußland wurde dabei wieder einmal ausgezeichnet sekundiert von seinem Freunde, der Türkei, indem diese auf Abschluß eines Ostpaktes drängte, damit sie ihm gegebenenfalls beitreten könne. Was außer der gegen Deutschland gerichteten Spitze noch Sinn des Ostpaktes sein soll und kann, ist nicht ganz klar. Immerhin ist interessant — und hier kommt wieder die große Linie der russischen Völkerbundspolitik durch! —, daß Frankreich Japan ungefragt glaubte mitteilen zu müssen, der Ostpakt sei keineswegs gegen Japan gerichtet. Die Enthüllungen des Abgeordneten Archimbaud Ende November 1934 in der französischen Kammer über ein angebliches Militärbündnis Paris-Moskau waren nicht gerade geeignet, die neue Linie Lavals zu fördern. Man suchte in Paris den Eindruck abzuschwächen durch die Erklärung, es seien lediglich Aussprachen gepflogen worden über Gegenmaßnahmen gegen die deutsche Wehrpolitik, nachdem Rußland als erste Macht die bedrohliche Aufrüstung Deutschlands signalisiert habe. Archimbaud hat folgendes gesagt (und sich geweigert, zu widerrufen; dazu war das amtliche französische Dementi schwach, das russische zwar energisch, aber: „Never to take anything —“ s. o.): „In der Erkenntnis, daß die Haltung Deutschlands den Frieden Europas zu gefährden droht, haben Frankreich und Rußland ihre Freiheit sichern wollen, und es ist nicht zu leugnen, daß eine Verständigung (Entente) zwischen den beiden Ländern besteht. Ich spreche weder das Wort Bündnis noch Militärabkommen aus. Ich stelle lediglich fest, daß die Rote Armee stark ist und sehr gut ausgerüstet, und daß sie uns im Falle eines Konfliktes mit Deutschland angeboten ist.“ Da zwischen Rußland und Deutschland Polen liegt, werden diese amtlich

halb eingestandenen Enthüllungen in Warschau den weiteren Ostpaktverhandlungen nicht gerade günstig sein. Zwei Tatsachen werfen auf die ganze Angelegenheit noch ein besonderes Licht: Erstens: Rußland hat seinen alten „Revolutionären Kriegsrat“ abgeschafft, der ausführendes Organ war, und statt dessen einen „neuen Kriegsrat“ geschaffen, der lediglich beratende Funktionen hat. Die gesamte Initiative einschließlich Oberbefehl liegt also jetzt beim Kriegsminister. Zweitens: in der französischen Kammer wurde unter Friedensreden und im frischen Eindruck der Rede Archimbauds der Heeresetat ohne Kürzungen angenommen. (Allein  $3\frac{1}{2}$  Milliarden Franken sollen der Modernisierung der Luftflotte dienen.) Dieses halbeingestandene Militärbündnis zwingt wieder zum Vergleich mit 1891. Bis 1891 hatten die Kraftlinien Frankreichs (Rhein) und Rußlands (Ost- und Südosteuropa, Ost- und Zentralasien) sich nicht berührt, noch weniger überkreuzt. Die europäische „Machtverlagerung“ durch die Festigung des zweiten deutschen Reiches brachte die ungleichen Partner zusammen. 1894 wurde ein Militärbündnis geschlossen, das Europa in zwei Lager spaltete und so Grundlage für den Weltkrieg 1914 wurde. Heute liegt im Herzen Europas ein gefestigtes Drittes Deutsches Reich. Wieder stehen wir am Abschluß eines französisch-russischen Militärbündnisses, wieder, wie 1894 droht (vor allem auch durch Polens Ostpaktweigerung) eine Spaltung Europas in zwei Lager. Glaubt Frankreich, die Verantwortung für einen nächsten Krieg tragen zu können? — Abschließend mag zu dem ganzen Gefeilsche um den Ostpakt ein beruhigendes und zugleich beschämendes Beispiel angeführt sein: Eine Schweizer Zeitung hat vor kurzem auf Grund ernsthaften Statistikstudiums festgestellt, daß die durchschnittliche Geltungsdauer eines der etwa 15 000 wichtigeren Staatsverträge, die die Weltgeschichte der letzten 800 Jahre kennt (die Verträge auf „ewige“ Zeiten eingerechnet) nur  $31\frac{1}{2}$  Monate betrug!

Rußlands Eintritt in den Völkerbund ist nicht das Ergebnis einer einseitigen Werbung Frankreichs um Rußland, auch Moskau hat um Paris geworben. Litwinows Politik ist ein Januskopf. Niemals in der Geschichte der russischen Außenpolitik war Rußland außenpolitisch so sehr nach Osten und Westen zugleich gerichtet wie heute. Frankreich erhoffte sich neben der Durchsetzung des Ostpaktes vom Völkerbundsmitglied Rußland vor allem auch Hilfe in der Saarfrage („Ouevre“ 19. 9. 1934) und Unterstützung in der Verhinderung der praktischen deutschen Gleichberechtigung, denn Frankreich war in dem Irrtum befangen, diese Frage könne nur nach Locarnoart über Genf gelöst werden. Nicht nur sind die beiden letzten Punkte gründlich mißlungen, sondern dadurch, daß der Führer der paktomanischen Parkett-diplomatie Laval-Litwinows die Tat der Wiederherstellung der deutschen Wehrhoheit entgegengesetzte, ist Rußlands Hoffnung, in einem Mitteleuropa der Unsicherheit über Genf im Trüben fischen zu können, wieder um ein wesentliches Maß geschwunden. Was erwartet dagegen Rußland vom Völkerbund? Vor allem Rückendeckung gegen Osten! Wie weit allerdings diese gehen soll, ist schon wieder zweifelhaft, denn ernstlich

wird Moskau wohl nie z. B. die Hilfe des Art. 16 der Völkerbundssatzung für sich in seine Rechnung einsetzen! Auch im Mandschureikonflikt hat ja der Völkerbund sich mit allen möglichen Wendungen um eine ernste Diskussion des Art. 16 (Hilfe für den Angegriffenen) gedrückt. Ohne Zweifel bedeutet der Eintritt Rußlands eine sehr starke erneute ostasiatische Belastung des Völkerbundes. Ob er dieser nach der noch nicht verheilten Wunde der Mandschureiaffäre gewachsen ist, erscheint zweifelhaft. Daß Frankreich sich in Ostasien an Rußland binden will, ist kaum anzunehmen, sein Verhältnis zu Japan ist jedoch trotzdem merklich kühler geworden. Daß Rußland erst nach Barthous Ostpaktversprechungen ganz nach Genf kam, läßt es wahrscheinlicher erscheinen, daß die Sowjets als Fernosthilfe des Völkerbundes vor allem die Befriedung ihrer Westgrenze und keine weitergehende aktive Hilfe erwarten. Wie außerordentlich stark Rußland im Osten arbeitet, zeigen neben den großen und bekannten Tatsachen wie Blüchers Riesenrüstungen zu Lande, zu Wasser und in der Luft vor allem auch „Kleinigkeiten“, die dank der klugen Sowjetdiplomatie fast unbekannt geblieben sind: z. B. von einer Meuterei von 32 000 Mongolen (mehr als Österreichs ganze Wehrmacht) um die Jahreswende 1933/34, die die äußere Mongolei beinahe den Sowjets entrissen hätte, hörte man erst, als Moskau mit Kavallerie und Panzerwagen diesen Aufstand aufs Blutigste niedergeschlagen hatte. Moskau denkt nicht an eine Aufgabe seiner Fernoststellung. „Die Sowjetunion ist weder stark genug noch schwach genug, um Japan seinen Weg freizugeben“ („Manchester Guardian“). Der Verschiebung dieses „Gleichgewichtes“ soll vor allem die Völkerbundspolitik dienen und in dieser Politik wiederum nicht die Hilfe Genfer Aktenstöße gegen japanische Tanks, sondern mehr die Verhinderung unangenehmer Beschlüsse, was durch die Einstimmigkeitsklausel für Abstimmungen des Völkerbundes ja immerhin möglich ist.

Die Sicherung nach Westen ist so lange nötig, bis die Riesenindustrialisierung und die Durchsiedelung Transbaikaliens (Mitten: Irkutsk, Blagowjestschensk, Charbrowsk) so weit vorgeschritten sind, daß dieser ebenso wertvolle wie bislang menschenleere Raum nicht nur vor der Überschwemmung durch chinesische Siedler oder japanische Panzerwagen sicher ist, sondern auch eine brauchbare Operationsbasis für militärische Aktionen nach Osten darstellt. Rußland ist unbedingt gewillt, die Erfahrungen von 1904/05 sich nicht wiederholen zu lassen! Eines will Rußland jedenfalls als Völkerbundsmitglied bestimmt nicht sein, was Obst einst als künftige Mission Rußlands ansah: „Vermittler, mildernder Pufferstaat zwischen den beiden Kulturwelten, die es geographisch verbindet — Europa und Asien — den Weißen und Gelben.“ Etwas, was wenig beachtet wurde, könnte Rußland ferner im Völkerbund erreichen: Die Aufhebung der Entmilitarisierung und Internationalisierung der Dardanellen. Die Vorteile Rußlands an einer solchen Aufhebung sind klar. Die Türkei (wieder ein Beispiel für das kluge Zusammenspiel Ankara—Moskau) hat die Frage bereits angeschnitten. Zu ihrer Lösung ist es allerdings noch weit, und der

Kaufpreis, den Rußland gegebenenfalls für eine Zustimmung Englands bezahlen müßte, würde sehr hoch sein. Immerhin ist für Rußland für diese Frage Genf das absolut geeignete Forum. Aber wahrscheinlicher als eine Einigung Rußland—England in Orient- und Asienfragen ist ein Wiederaufleben der „traditionellen Freundschaft“ England—Japan, die nach den neuesten Entwicklungen wohl keineswegs als Utopie zu betrachten ist.

Der Schweizer Bundesrat Motta hat in seiner Rede gegen Rußlands Aufnahme in den Völkerbund auch betont, Genf würde zu einer Zentrale der Ausbreitung der Weltrevolutionsidee werden. Die Frage, ob Moskau sich das vom Völkerbund erhofft, ist schwer zu beantworten. Die tatsächliche Aufgabe der Weltrevolutionsidee durch Moskau ist ausgeschlossen. Das war auch Englands Meinung, als es — der Einladung Rußlands nach Genf zustimmend — sagte: „Die Lehre von der Weltrevolution ist weniger gefährlich, wenn das Schwert in der Scheide bleibt, also soll Rußland nach Genf kommen.“ Immerhin ist inzwischen die Sowjetunion in Genf auch erfolgreich z. B. in die V.B.-Kommission für geistige Zusammenarbeit eingedrungen, zu deren Hauptaufgaben bislang gehörte, die Welt vor den Segnungen kommunistischer Zersetzung zu bewahren! Diese Entwicklung dürfte den englischen Wünschen nicht gerade entsprechen! Je mehr in der Welt der Gedanke eines organischen Staatsaufbaus fortschreitet und damit die Voraussetzung für ein Wurzelschlagen der Weltrevolutionsidee, nämlich extremster Kapitalismus, schwindet, um so geringer sind allerdings, realpolitisch gesehen, die Aussichten auf einen Sieg dieser Idee geworden. Wie (um nur zwei der nach Moskaus Ansicht ersten Opfer zu nennen) das neue Deutschland immun gegen die Sowjetidee geworden ist, so haben auch in Indien die Sowjets wider ihr Erwarten keine Fortschritte gemacht. Wenn das aber die einladenden Völkerbundmächte zu der Ansicht verleitet haben sollte, Moskau gebe mit seinem Eintritt seine maßlose Wühlarbeit auf, und die Genfer Mächte seien dazu alle weitgehend gegen Ansteckung gefeit, so konnten die Ereignisse in Spanien, die Streiks in Amerika, die Wühlereien in der schwedischen Armee usw. ein bedenkliches Zeichen dafür sein, wie wenig ernst es den Russen mit diesbezüglichen Versprechen ist. Es ist gar nicht ausgeschlossen, daß Rußland den Völkerbund als Sprungbrett für seine Weltrevolutionsideen zu mißbrauchen sucht (entweder unmittelbar, oder durch Verhinderung von Beschlüssen, oder dadurch, daß es aus Hilfsbereitschaft und in Erfüllung von Paktpflichten seine Rote Armee in andere Länder schickt). Die starke Verbindung Sowjetrußlands mit den westlichen Kapitalmächten, die in Genf besiegelt wurde, soll vor allem auch Rußland instand setzen, seinen inneren Aufbau, seine Industrialisierung fortzusetzen und zu vollenden. Erst mit dieser Vollendung wird Rußland sich vom kapitalistischen Auslande frei machen können. Die Realpolitiker im Kreml haben erkannt, daß nur ein unabhängiges Rußland Führer der Weltrevolution sein kann. Der Erreichung dieser Unabhängigkeit wurden deshalb alle staatspolitischen Maßnahmen untergeordnet

und auch der Eintritt in den Völkerbund in Kauf genommen. Stalin sieht die Gegenwart nur als Übergangsstadium an und danach richtet sich seine gesamte Außenpolitik. Alle jene russischen Verbände, die mit den neuzeitlichsten Mitteln die Wehrhaftmachung des russischen 165-Millionen-Volkes betreiben (voran die „Osoviachim“, mit 13 Mill. Mitgliedern der größte derartige Verband der Welt), dienen ebensosehr der Landesverteidigung wie der Aufrüstung zur Weltrevolution.

Die „russische Gefahr“ hat mit kleinen Unterbrechungen für Europa bestanden seit Napoleons Fall. Sie besteht auch heute. Genfer Friedenstöne vermögen nicht zu überdecken, daß (zur Weltrevolutionsidee) heute in der russischen Außenpolitik schon wieder bedenklich panslawistische Töne anklingen. Der Panslawismus hat aber seit seiner Entstehung zu den beunruhigendsten Erscheinungen der Weltpolitik gehört (s. Balkankrieg 1876 und die moralische Verantwortung für den Mord von Serajewo durch die Begünstigung der Serben). Rußland hat sich in die Sicherheitspsychose Frankreichs und seiner Vasallen einspannen lassen, ohne der Gefahr ausgesetzt zu sein, ihr zu erliegen. Frankreich wurde zum Wegbereiter der russischen Sicherungspolitik im europäischen Osten und Südosten (die Anerkennung durch die Kleine Entente im Juni 1934 förderte den Eintritt Rußlands in den Völkerbund wesentlich!), und Rußland sollte zum Garanten des Systems von Versailles im Sinne Frankreichs werden. Aber Deutschlands Isolierung ist nur für Frankreich primär, Frankreich kann immer nur nach einer Richtung arbeiten (auf Deutschland hin), für Rußland ist das Eingehen auf Frankreichs Politik nur Mittel zum Zweck, es ist freier und kann sich dank seiner sonst so unglücklichen Rückseitenlage praktisch jeder Machtgruppe anschließen, ohne sich darum gleich endgültig an Europa zu binden. Darin hat Rußland gegenüber Frankreich und dem Völkerbund einen ganz wesentlichen Vorteil. Die Sowjetunion riskiert vorläufig in Genf nicht viel, sie ist lediglich der Meinung, daß die europäische Rückendeckung und die moralische Unterstützung des Völkerbundes im kaum vermeidbaren Fernostkonflikt wohl 225 000 englische Pfund jährlichen Völkerbundsbeitrag wert sind. Ein Genfer Ratsitz bedeutet in Wirklichkeit kaum eine Fesselung für einen Staat, der geographisch und völkisch so wenig zu Europa gehört wie Rußland.

Die seitherige Entwicklung des Jahres 1935 ist der russischen Außenpolitik nicht besonders günstig gewesen. Japan hat auf kommunistische Betätigung die Todesstrafe gesetzt, die Ostchinabahn ist für 136 Mill. RM. (einem Bruchteil des Anlagewertes!) praktisch in seine Hand übergegangen, und sein Vordringen in die Mongolei (d. h. die Abriegelung Chinas gegen Rußland!) scheint ebenso unaufhaltsam zu sein wie die Erfüllung des asiatischen Lebensgesetzes, daß Japan und China sich einigen. Strukturfestigkeit und Erneuerungsfähigkeit Chinas sind unter Tschangkaischecks starker Führung ohne Zweifel im Wachsen. Ein asiatischer Block scheint seiner Verwirklichung näher zu kommen, was eine weitgehende Ausschaltung der weißen Mächte bedeuten würde. Rußland, das in eurasiatischen Dingen als bestinformierte

Macht gilt, sieht damit seine Hoffnungen schwinden, über den Völkerbund, vor dem Japan weder Sitz noch Stimme mehr hat, sich wesentlich in Fernostdinge einschalten zu können. Außerdem ist Rußlands Stellung gegenüber Japan wesentlich geschwächt, seit die USA. nach dem Scheitern der Verhandlungen über 700 Mill. Dollar russische Schulden demonstrativ ihre Beziehungen zu den Sowjets einschränkten. Die Marine- und Luftfahrtattachés wurden zurückgezogen, das Generalkonsulat in Moskau aufgelöst und die Botschaft verkleinert. Neben der außenpolitischen hat diese Abkühlung vor allem eine wirtschaftliche Seite, denn Amerikas Kapital ist für die russische Wirtschafts- und Rüstungspolitik im Osten dringend notwendig.

Auch in den baltischen Randstaaten hat die russische Außenpolitik nicht die durch den Baltenblock von 1934 erwarteten Erfolge zu verzeichnen. Seit die Baltenstaaten im Februar 1935 zum Ausdruck brachten, daß ihnen an einem Ostpakt ohne Deutschland und Polen wenig liege, hat Polen vor seinem russischen Wettbewerber in den Randstaaten einiges voraus. Die Reise des polnischen Generalstabschefs Gonsiorowski Anfang März 1935 hat die Russen in einige Nervosität versetzt, zumal der estnisch-polnische Vertrag (wie es bei offenen Verträgen unter Völkerbundsmitgliedern Pflicht ist) nicht im Genfer Sekretariat registriert wurde. Ebensolches Mißtrauen und erhöhte Nervosität riefen in Moskau die Londoner Beschlüsse hervor. Der geplante Luftpakt mit seiner starken Schwerpunktsverschiebung nach Westen schwächte Rußlands europäische Stellung und ließ in Moskau das Gefühl aufkommen, als schließe der Westen sich gegen den Kommunismus zusammen und lockere damit wieder Moskaus Genfer Verankerung. Aber während noch Anfang März Flandin durch Drohung mit der kommunistischen Gefahr einen großen Kammersieg errang, sind Ende März in Frankreich die russophilen Tendenzen wieder stark im Anwachsen, wie auch Laval's Reise nach Moskau zeigt. Rußland will keine Ostpaktkonzessionen machen und fordert von Laval Erfüllung seiner Versprechen. Kommt es nun in Moskau zu einem französisch-russischen Sonderbündnis, dann ist Polen vor eine schwere Wahl gestellt. Eine Unterzeichnung des Ostpaktes in seiner jetzigen Form würde jedenfalls für Polen eine Aufgabe seiner selbständigen Diplomatie und ein widerspruchsloses Sich-Einspannen-Lassen in das französische Bündnisssystem bedeuten, in eine Interessenpolitik also, in der schrankenlose Aufrüstung im Dienst des Sicherheitskomplexes der Stabilisierung der Atmosphäre der Unsicherheit und des Mißtrauens dient. Damit hätte Rußland auch ohne Völkerbund gewaltig an Boden gewonnen, denn nur in einem unruhigen Europa ist es ein wertvoller Bundesgenosse Frankreichs und nur in der Unsicherheit und im Chaos gedeiht die Saat der Sowjets. Stalins und Litwinows Außenpolitik ist realistisch und nur realistisch. Die These von der Weltrevolution ist zeitweilig zu einem Mittel für den Hausgebrauch und nur in vorsichtiger Form noch für die Auslandswerbung geworden. Über den Friedensreden in Genf wird aber der politisch Scharfsichtige nicht Rußlands ostwärts gerichteten Blick vergessen und damit die Tatsache, daß die Weltrevolutionsidee wohl sorgfältig verdeckt, aber keineswegs begraben ist.

## ALBRECHT HAUSHOFER: Berichterstattung aus der atlantischen Welt

Ist der letzte Monat im Pazifischen Bereich durch vorbereitende Handlungen von zugleich tastender Vorsicht und größter Tragweite erfüllt, durch die sich die Weltmächte das Beziehen oder Verlassen von Stellungen auf lange Sicht ermöglichen oder verwehren wollen, so vollzieht sich in Europa auf kleinerem Raum eine sichtbare und vernehmbare Handlung. In dieser Handlung ist kaum der zweite Akt beendet; der dritte wird in Stresa begonnen. Erst wenn im Laufe des Jahres der Vorhang fällt, wird darüber entschieden sein, ob Europa zu einem neuen System gemeinschaftlicher Verantwortung unter gleicher Berechtigung aller Völker den Weg finden kann, oder ob es in das alte System der bewaffneten Koalitionen auseinanderbricht. Wohin ein solches System der bewaffneten Koalitionen und der sich gegenseitig steigernden Rüstungen führen muß, ist wohl keinem der verantwortlichen Staatsmänner Europas verborgen. Das Ende wäre, früher oder später, ein neuer Krieg mit innereuropäischen Fronten. Für einen solchen Konflikt aber gibt es keinen möglichen Enderfolg, der den Substanzverlust aufwiegen könnte, den jedes einzelne Volk schon in den ersten Wochen erleiden würde. Für den entscheidenden geopolitischen Tatbestand hat in klarer Soldatenweise der deutsche Reichswehrminister den schlagkräftigsten und knappsten Ausdruck gefunden: „Europa ist zu klein geworden als Schauplatz für einen neuen Weltkrieg.“ Diese Tatsache bedeutet unendlich viel. Es fragt sich nur, ob sie den militärisch verantwortlichen Stellen anderer Nationen mit gleicher Deutlichkeit vor Augen steht wie den verantwortlichen Führern Deutschlands. Manchmal will uns scheinen, als ob es im französischen Generalstab Kräfte gäbe, die glauben, mit ihrem afrikanischen Hinterland quer über das westliche Mittelmeer hinweg die nötige Raumtiefe zu besitzen, die auch einen Konflikt mit innereuropäischen Folgen durchhalten ließe. Das ist ein Irrtum. Aber die Erkenntnis dieses Irrtums könnte für Europa noch einmal mit ungeheuren Kosten verbunden sein. Zuweilen wird auch die Befürchtung geäußert, daß Italien die einschränkenden Bedingungen seines Daseins als Großmacht vergessen haben könnte. Die mangelnde Raumtiefe und äußere Verletzbarkeit Italiens, das völlige Fehlen wichtiger Rohstoffe und die Abhängigkeit der Zufahrt von dem guten Willen mächtiger Nachbarn sind Tatsachen so einfacher und eindeutiger Art, daß Italien kaum vergessen kann, daß es für sich allein nur eine geringe Handlungsfreiheit besitzt. Sie genügt, um Kleinstaaten auch selbständig unter Druck zu halten; damit aber ist die Grenze erreicht, jenseits deren Verständigung mit den Nachbarn gesucht werden muß. Verfolgen wir die Verhandlungen zwischen Paris und Rom, erfahren wir von einer inzwischen erfolgten Entspannung zwischen Rom und Belgrad, dann erhebt sich die Frage nach dem Bereich,

in den die unruhigen Wetter des italienischen Geltungsdranges abgelenkt werden. Wir haben schon bei unserer Betrachtung des Neujahrsabschlusses zwischen Paris und Rom betont, daß auf Grund dieses Ausgleichs ein beliebiges Hin- und Herschieben der Spannung zwischen den Alpen und dem abessinischen Hochland möglich wird. Für den weiteren Ablauf wird viel davon abhängen, ob man in Rom die politische Wegsamkeit der Alpen höher oder geringer einschätzt als die der äthiopischen Berge. Es ist von Berlin aus schwer zu beurteilen, wie man in Rom darüber denkt. Kriegerische Reden mit dem stolzen Hinweis auf die Bereitschaft auch für einen doppelten Kriegsschauplatz erinnern zu sehr an die Äußerungen französischer Marschälle in den letzten Wochen Napoleons III., als daß wir sie mit Genugtuung für den europäischen Frieden begrüßen könnten. An die Tatsache, daß nördlich der Alpen nicht mehr ein wehrpolitisch leerer Raum stößt, wird man sich bei den lateinischen Mächten des Südens gewöhnen müssen.

Die letzte Entscheidung über das europäische Geschick liegt heute — wie schon einmal in den spannungsreichen Jahren um die Jahrhundertwende — in englischen Händen. Es ist nicht überflüssig, daran zu erinnern, daß die Entscheidung über den Ausbruch des Weltkrieges nicht erst 1914 fiel, sondern schon ein Jahrzehnt früher, in jenen Jahren, als das britische Weltreich und das zweite deutsche Kaiserreich nach vergeblichen Versuchen, einen gemeinsamen Kurs zu finden, voneinander wegzudriften begannen. Fragt man nach den letzten Gründen, so kommt man auf ein gegenseitiges Mißtrauen, für das weder die Sprache des einen noch die Sprache des anderen einen Ausdruck fand. Dazu kam jene allgemeinmenschliche Erfahrung, daß Nichtverstehen am gefährlichsten dann wird, wenn man den Versuch des Verstehens gemacht hat und sich darüber des Nichtverstehens erst bewußt wird. Nach den Versuchen Chamberlains, denen der greise Lord Salisbury mit abwartender Vorsicht gegenüberstand, kam es in England zur französischen Entente und zur Entspannung mit Rußland. Man empfand die Notwendigkeit, sich mit einer der großen Kontinentalmächte zu vertragen. Als die Verständigung mit Deutschland nicht gelang, wandte man sich dem Zaren zu. Die deutsche Politik Holsteins war aufgebaut auf einer unerschütterlichen Überzeugung: daß die asiatischen Gegensätze zwischen England und Rußland so groß seien, daß eine Verständigung zu den grundsätzlichen Unmöglichkeiten der Politik gehöre. Damit hätte Deutschland am längeren Arm des Hebels gegessen, und die Freiheit der Wahl behauptet, die ihm ohne Zweifel in den Jahren des Burenkrieges gegeben war. Man hat sie nicht zu brauchen gewußt und verlor nicht den berühmten Sperling, sondern eine ganz stattliche Taube in der Hand, weil man durch längeres Warten eine noch größere Taube auf dem Dach zu gewinnen hoffte. Der englischen Politik wurde das Warten zuviel, als sie bemerkte, daß ein Do-ut-des-Vertrag selbst mit Beelzebub zuweilen ein handlicheres Geschäft sein kann als eine Tischgesellschaft mit einem nahen Verwandten, dessen Sprache und gesellschaftliches Verhalten einem auf die Nerven

geht. Der asiatische Beelzebub hat sich zwar im Inneren verwandelt, geopolitisch ist er — in Drohungen wie in skrupelloser Geschäftsbereitschaft auf Zeit — geblieben, was er war. Verändert hat sich in den Augen der englischen Weltpolitik nur eines: in seiner östlichen Flanke sitzt ein ehemaliger Bundesgenosse mit wirtschaftspolitischen und weltpolitischen Ansprüchen an das britische Weltreich, die ebenso gefährlich sind und schneller verwirklicht werden können als die der eurasischen Binnengroßmacht. Die weltpolitische Verlockung, mit Beelzebub zu verhandeln, ist zwar etwas anders begründet als vor 30 Jahren, aber die Verlockung besteht. Die russische Politik, die ein korrespondierendes Bedürfnis empfindet, sich zu entlasten, gibt sich alle Mühe, die Tanzschritte des Genfer Parketts zu lernen. Niemand wird daher in Versuchung geraten, jenen Spruch von Christian Morgenstern, daß nichts sein kann, was nicht sein darf, in die Wehrpolitik zu übertragen und die Gefahr zu unterschätzen, die darin läge, daß in Moskau noch viele Toaste auf die Gesundheit des Königs von England getrunken werden. Weder England, noch Frankreich, noch Italien sehen Sowjetrußland in jener Beleuchtung, die sich für Deutschland und für Polen aus lebensgefährlichen Erfahrungen aufgedrängt hat.

Die Erinnerung an die Vorgänge der Jahrhundertwende sind für den Deutschen, vor allem für den jungen Deutschen von heute in eine große geschichtliche Ferne gerückt. Wir erinnern nicht deshalb daran, weil wir von Deutschland her Parallelen sehen, sondern weil uns bekannt ist, daß die Erinnerung an jene Vorgänge den Köpfen englischer Staatsmänner vertraut ist und Besorgnis erregt. Das hat mannigfache Gründe: vor allem den, daß in der englischen Außenpolitik eine ungebrochene Dauer auch des Personalbestandes von den Zeiten Lansdownes und Greys zu den Zeiten Simons und Edens führt. Die Entscheidungen, vor denen Lansdowne vor 30 Jahren stand, sind seinen Nachfahren im Foreign Office lebendige Fragen. Es gibt Leute, welche die damals auch von England gemachten Fehler nicht ein zweites Mal machen wollen; es gibt auch Leute, die der Meinung sind, daß die tatsächliche Entscheidung — für Frankreich und Rußland, gegen Deutschland — damals richtig war und heute wiederholt werden müßte. Wenn ein Fehler zu vermeiden sei — so sprechen Persönlichkeiten, die im englischen Kabinett nicht ohne Einfluß sind —, dann sei es der, daß man über die Tatsache der englischen Bindung offener sprechen müsse, als Grey das in den Jahren vor dem Weltkrieg getan habe.

Eines allerdings hat sich in einem Menschenalter grundsätzlich gewandelt: während in den letzten Regierungsjahren der Königin Viktoria die öffentliche Meinung Englands glaubte — für jene Zeit vielleicht mit Recht —, daß England es sich leisten könne, isoliert zu sein und in Europa nicht mitzuspielen, wenn es ihm dort mißfalle —: diese Stimmung ist in England vergangen. Man weiß, daß man europäischen Konflikten nicht ausweichen kann, wenn sie einmal ausgebrochen sind. Und darum ist man entschlossen, alles zu tun, um sie zu verhindern. Zweifel bestehen nur über den möglichen Weg. Die öffentliche Meinung Englands hofft, daß es ge-

lingen werde, ein bewegliches System europäischer Zusammenarbeit zu schaffen, in dem es weder Sieger noch Besiegte gibt, in dem auch Streitfragen territorialer Natur friedlich, wenn es sein muß, durch den gemeinsamen Druck der Großmächte, geschlichtet werden können. Scheitert dieser Versuch, bilden sich Mächtegruppen des Gegeneinander in Europa, dann sieht sich England vor die Wahl gestellt, ob es die konservierenden oder die revolutionär-dynamischen Kräfte stützen soll. Es wird auf seiten der konservierenden stehen. Entscheidendes wird davon abhängen, welche europäischen Mächte man im Lauf der nächsten Monate in England für die konservierenden halten wird.

Wir widmen der Haltung Englands in diesem Bericht so viel Raum, weil England in diesem Jahr zu entscheiden hat, und weil wir unseren Lesern die Möglichkeit geben wollen, diese Entscheidung auch dann zu erkennen, wenn sie in einer so typisch englischen Form erfolgt, daß sie vielfach nicht verstanden wird. Alle anderen Mächte Europas haben ihren Kurs gewählt. Reiht man die Einzelvorgänge der letzten Wochen zusammen, vom englischen Weißbuch über die Verschiebung des Ministerbesuchs zur Flandin-Rede und zum deutschen Wehrgesetz, von dem französischen, italienischen und russischen Echo darauf bis zum französischen Ruf nach Genf und den englischen Ministerreisen, so kann darüber kein Zweifel bestehen. Frankreich glaubt nicht mehr an einen Völkerbund, der als französisches Machtinstrument gegen deutsche Gleichberechtigung versagen könnte. Italien folgt dem französischen Kurs, und von Moskau her bläst man heftigen Atem in jeden Aschenrest, aus dem ein europäisches Flammenmeer sich entfachen ließe. Mit größtem Ernst und einem Ruf an die Verantwortung gerade Englands erinnern wir in diesem Zusammenhang an die Behandlung Memels. Wenn es wirklich eines Beweises für den tiefen Friedenswunsch Deutschlands und seines Führers bedurft hätte, dann läge er darin, daß nach dem Urteil in Kowno die Memelgrenze ruhig geblieben ist. Die wiedererstandene deutsche Wehrmacht weiß, daß die Möglichkeiten europäischen Kriegstheaters zusammengeschrumpft sind. Deutschland will eine Macht sein, aber eine Macht des Friedens.

Soviel zum großen Rahmen der europäischen Politik, in den sich alle kleineren Vorgänge einfügen müssen. Verzeichnen wir kurz:

In Norwegen ein neuer, freilich längst vorherzusehender Ruck nach links; in Spanien unveränderter Übergangszustand, bei dem jederzeit das Kabinett Lerroux an seinem inneren radikal-klerikalen Gegensatz zerbrechen kann; neue Unruhen in Französisch-Nordafrika, vor allem in Tunis, wo italienischer Konfliktstoff von mohammedanischem abgelöst wird; ähnliche Schwierigkeiten im syrischen Mandat, wo es die ungeschickte Hand des französischen Gouverneurs dahin gebracht hat, daß zum erstenmal seit vielen Jahrhunderten Mohammedaner und eingeborene Christen sich geeinigt haben. Gegen die Mandatsmacht!

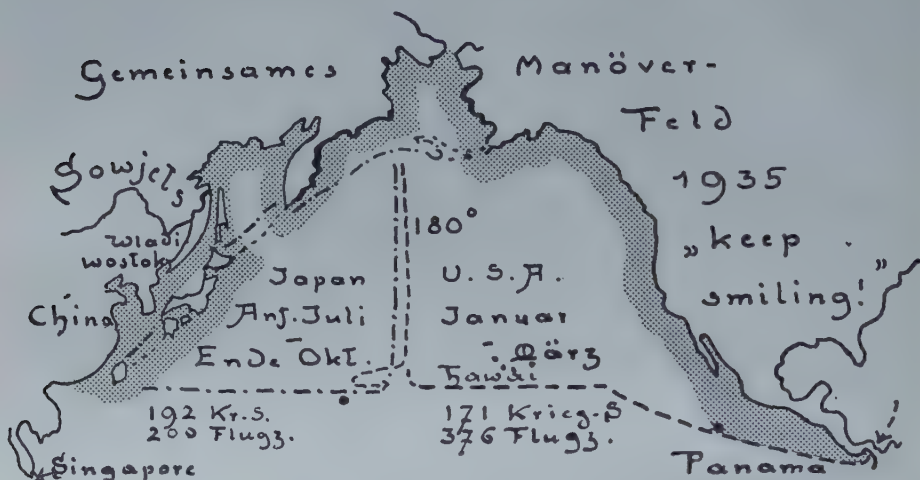
Die griechische Revolution, noch einmal hervorgebrochen aus den Parteigegen-

sätzen der Weltkriegszeit und genährt von den sozialen und stammespolitischen Spannungen der „neuen“ Gebiete und der kleinasiatischen Flüchtlinge, verdient einen längeren Hinweis. Wir haben die Gegensätze zwischen den griechischen Kernlandschaften und den Außengebieten (Mazedonien, Thrazien und die Ägäischen Inseln) schon in einem früheren Bericht geschildert. Es ist kein Zufall, daß die Revolution, mit der Venizelos wohl endgültig die griechische Bühne verläßt, an dem geschlossenen Widerstand Altgriechenlands gescheitert ist, und dann auch in Kreta und Mazedonien zusammenbrach, wo sie den besten Nährboden gefunden hatte. Für den Frieden des Balkans ist es wohl ein Glück gewesen, daß die Revolution so schnell beendet war. Die rasche Wiederherstellung des gesetzlichen Zustandes in der nördlichen Ägäis hat verhindert, daß aus interessierten Gedanken benachbarter Mächte schon Taten geworden wären. Der energische Friedenswille der türkischen Staatsführung hat das seine dazu beigetragen.

Innere Auseinandersetzungen zwischen Bethlen und Gömbös in Ungarn, zwischen Benesch und den tschechischen Agrariern in Prag, erwähnen wir nur deshalb, weil sich in diesen Kleinstaaten der Druck und Zug der europäischen Außenpolitik in innerpolitischen Stellungskrieg übersetzt. Es ist ein ähnlicher Vorgang wie der, den man beobachten kann, wenn schwimmende Holzstücke die Bewegung sonst unsichtbarer Stromkreise anzeigen. Einen Vorgang ähnlicher Art sehen wir auch in dem Sturz der belgischen Währung. Es wäre höchst oberflächlich, wenn man darin ein Finanzmanöver sähe, und weiter nichts. Die belgische Währung ist ein Opfer des Kampfes, den die neutralitätswilligen Kräfte des Landes gegen die Verbindungsträger des französischen Generalstabs führen. Hätte Frankreich gewollt, so wäre die belgische Währung zu halten gewesen. Aber das Gold der Bank von Frankreich hätte mit Eisen bezahlt werden müssen. Jetzt sucht Belgien Anschluß beim Sterling-Block; auch das ist alles andere als ein rein finanzpolitischer Vorgang.

In Irland hat sich De Valera von den radikalsten Trägern seiner ursprünglichen Idee getrennt — ein Vorgang, der weithin im englischen Bereich als Entlastung empfunden wird. Damit haben wir den europäischen Kreis der atlantischen Welt für diesmal abgeschritten. Die amerikanischen und afrikanischen Vorgänge des Monats sind ausnahmsweise von geringerem Gewicht (wenn wir von der schon ausführlich behandelten abessinischen Frage absehen). Wir versparen sie auf den nächsten Bericht. Nur eines sei noch betont: Das Gesicht der Vereinigten Staaten wendet sich mit den pazifischen Flottenmanövern wieder einmal nach Westen, wobei echte oder vorgeschobene Sorge für Alaska den Gesichtskreis beherrscht. Auch der Stille Ozean schrumpft langsam zum Manöverbecken

**KARL HAUSHOFER:**  
 Bericht über den indopazifischen Raum



Die Mittwinterzeit und Jahreswende — in Europa so vielgeschäftig und pakt-schwanger — hatte im Pazifischen Bereich, nach anfänglichem Wetterleuchten, zweifellos Entspannungen gebracht, die bis zum Frühjahr vorhielten.

Ermöglichen sie gemeinsamen Gebrauch derselben nordpazifischen Manöverräume?

Sir Frederic Maze war nach beruhigenden Beeinflussungen der angelsächsischen Presse in England und Nordamerika („Times“, „New York Times“) ins Amt zurückgekehrt; O. M. Green (früher Herausgeber der „North China Daily News“) hatte seinen guten Journalistenruf für „Vorzeichen besserer Tage in China“ eingesetzt (Far Eastern Review, Bd. XXX, Nr. 12); Generalkonsul Kriebel hatte im „Völkischen Beobachter“ seinen Landsleuten das viele Gute an dem sturmdurchwühlten Riesenland gezeigt und ihnen vor allem klar gemacht, wie sie die deutsche Gründung der Tung-Chi-Universität bei Shanghai zur vollen Leistungshöhe zu helfen hätten; und — last not least — hatte der japanische Außenminister Hirota Wege zur Überbrückung der politischen Klüfte zwischen den beiden führenden ostasiatischen Kulturvölkern gewiesen.

China selbst hatte durch die erste Nummer des I. Bandes seines „Journal of the Geographical Society of China“ in einer höchst würdigen Form unmittelbar zur geographischen und geopolitischen Wissenschaft der Welt gesprochen und sie vor allem vor den schweren, vollen Ernst des Bevölkerungsproblems in China gestellt (Yin Tang Chang: „Seriousness of the population problem in China“; Journ. o. t. Geograph. Soc. of China, Bd. I, Sept. 1934, S. 3—12, engl. Auszug), vor ein Pro-

blem, das bei einer klugen Führung der chinesischen Kulturpolitik überhaupt so wenig mehr aus der Welt-diskussion verschwinden dürfte, wie das deutsche; es müßte nach ähnlichen Methoden, wie das italienische und japanische, dauernd darin schwebend erhalten werden. Yin Tang Chang errechnet allein für den chinesischen Nordwesten in den Außenländern Raumreserven für rund 105 Millionen Menschen (deren Druck sich notwendig beim Verlust dieser Rückhalträume anderswohin lenken müßte!). Das gibt bei einer Durchschnittsmasse von 470 Millionen mit 316 Millionen bodenfester Landbevölkerung und Verdoppelung in 70 Jahren Dynamik genug!

Einen Anhalt für die Möglichkeit ihrer Zusammenfassung und Steigerung durch moderne Verkehrstechnik gibt die Eisenbahn- und Flugerschließung (z. B. „North China Herald“, 16. 1. 35 „Communications in Manchukuo“) der bereits abgetrifften nordöstlichen Länder der Mandschurei: Liaoning, Kirin, Heilungkiang mit Chingan und Jehol (mit Teilen von Chahar), deren weitere Fassungs-fähigkeit Yin Tang Chang sogar mit nur rund 35 Millionen einschätzt, im Gegensatz zu seinen hochgegriffenen Zahlen von 10 Millionen für Chahar und 15 für Suiyuan.

Das höchst interessante Flugkärtchen für Korea und Mandschurei auf S. 547 der „Far Eastern Review“, Bd. XXX, zeigt nicht nur die morphologische, geopolitische Bedingtheit der Fluglinienführung sowohl der japanischen wie der mandschurischen Fluggesellschaften, sondern auch die gegenseitige, zum Friedenhalten mahnende Bedrohung von Wladiwostok und Hsinking, die Verkehrs-gleichläufigkeit und Abdrosselung der Linien Hsinking, Charbin—Tunhwa—Lungchingsun—Nordkorea und Charbin—Ninguta—Wladiwostok. Es zeigt auch die Tatsache, daß sämtliche Bevölkerungsballungen Nordostasiens innerhalb der Reichweite des Hin- und Rückflugs moderner Bombengeschwader vom Stil der für die Nordpazifiküberquerung verwendeten amerikanischen und der neuen russischen liegen.

Auf der Strecke Mukden— (dem ein Rekordgeschäfts-jahr nachgesagt wird) Hsinking findet sich nach wie vor eine gefährliche, kongestive Bahn- und Flugverkehrs-bündelung, während sich um Mukden und Charbin ein deutliches Süd- und Nordverkehrsnetz entwickelt. Die Weltflugverkehrslücke zwischen dem japanischen Endpunkt Mandschuli und dem russischen Irkutsk mit nur 800 km kann bei einer sowjet-japanischen verkehrspolitischen Verständigung ebenso leicht durch Ver-

#### Navy Ships to Run Bases in Pacific War Game



America's national pastime will have a parallel this summer when the nation's battle fleet undertakes its farthest-long "war game." San Francisco is seen as home plate, Puget Sound as first base, the Aleutians as the horrible Rich, Midway a "deep short" and Hawaii "the hot corner," with ships and planes guarding the base lines and swarming about the "safer" to cut off long hits by the theoretical "enemy." The playing field extends from the glaciers of Alaska to the palm-fringed laes of the tropics with the tumbling waters of the Pacific between and beyond.

kehrsflugzeuge überbrückt werden wie durch Bombengeschwader bei vermehrten Reibungen, wie „The Aeroplane“ richtig bemerkt.

Der pathetische Anruf von General Smuts vom 9. 11. 34 (London, Institute of International Affairs) an Japan: trotz dem Mißgriff der anglo-japanischen Allianz, doch den Angelsachsen Freund zu bleiben, deren Vertrauensverhältnisse untereinander das Grundgestein (bedrock) ihrer Politik sein müsse, hat Japan darauf gebracht, auch seinerseits „helfende Hände“ in die Nähe auszustrecken. Die Capstadtrede von Smuts vom 10. 2. 35 hat Japan mit ihren Drohungen nur darin bestärkt.

Das bedeutete nicht nur ein Abflauen der überhitzten Stimmung an der mandschurischen Sowjetgrenze, sondern auch — trotz allen Peinlichkeiten bei der Grenzabrundung zwischen Jehol und Chahar — chinafreundliche Töne. Außerdem war die Begrüßung des deutschen Führers durch den neuen japanischen Botschafter, Graf Mushakoji — aus Familientradition deutschfreundlich, aber auch deshalb ausgewählt —, von einer erfreulichen, betonten Wärme, wie man sie selten von japanischen Staatsmännern an weithin sichtbaren Stellen wahrnimmt. Der „Manch. Guardian“ nahm daran Ärgernis. (10. 2. 35.)

Gleichzeitig freilich versicherte der japanische Flottenbefehlshaber allen, die es sich nicht schon längst von selbst klar gemacht hatten, daß Japan die ehemals deutschen Südseeinseln nördlich des Äquators auf Nimmerwiederhergeben behalten werde.

Die Kulturfähigkeit des gesamten deutschen Südseebesitzes ist freilich in einem ausgezeichneten kleinen Aufsatz von H. M. Gruber — der vor vielen Jahren, 20. 10. 1930, in der Materialsammlung „Wirtschaft und Kolonien“ des Bundes für koloniale Erneuerung erschien, aber in seiner Art immer wieder in der Presse auftauchen mußte — ein wenig überschätzt worden.

Gruber berechnete damals nach einer klugen Methode die kulturfähige Bodenfläche der ganzen deutschen Schutzgebiete mit 95,13 Mill. ha (bei nur 180 000 ha vor 1914 in Pflanzenkultur, gegen 30 Mill. Deutschlands).

Ostafrika	995 000 qkm, davon 40%	als kultivierbar geschätzt:	399 000 qkm,	39,90 Mill. ha;
Kamerun	790 000 „ „ 40%	„ „ „	316 000 „	31,60 „ „
Togo	82 000 „ „ 40%	„ „ „	32 800 „	3,28 „ „
Südsee-Inseln	400 000 „ nur 30%	„ „ „	120 000 „	12,00 „ „
Südwestafrika	835 000 „ „ 10%	„ „ „	83 500 „	8,35 „ „

Das ist eine scharfe Beleuchtung der Behauptung von Hann: eine Bodenfläche sei so viel wert, als sie Niederschläge empfängt, aber auch ein heilsamer Sporn für den engräumigen deutschen Volksbodeninsassen zum Nachdenken über den an ihm verübten Raumraub. Japan zeigt der Welt stets seine Enge. Deutschland zu wenig!

Wie man vollends weltüber „mit dem Scharfblick hungriger Raben auf allen weltpolitischen Zäunen sitzend“, auf jeden Volkssplitter ein wachsames Auge haben muß, das zeigt uns vorbildlich ein italienischer Aufsatz von Ferdinando Mil-lone: *L'Australia e l'emigrazione italiana* aus dem „Giornale degli economisti e rivista di statistica“ von 1933, auf den wir deshalb zurückkommen,

weil er auf nur 24 Seiten nicht nur den Gegenstand selbst und seine geopolitischen Nachbarprobleme umreißt, sondern auch alles an Schrifttum aus England, Australien, Frankreich und Deutschland heranzieht, das ihm irgendwie bei der Beobachtung seiner Volksgenossen in Australien dient.

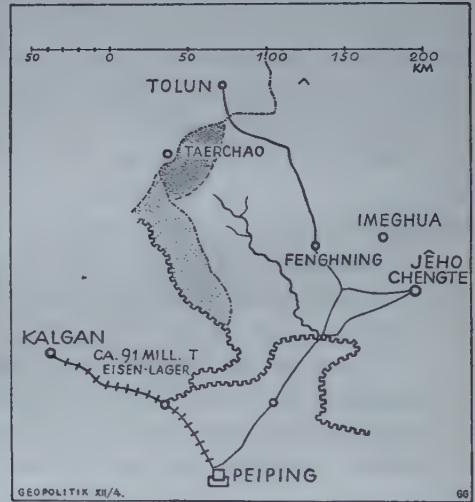
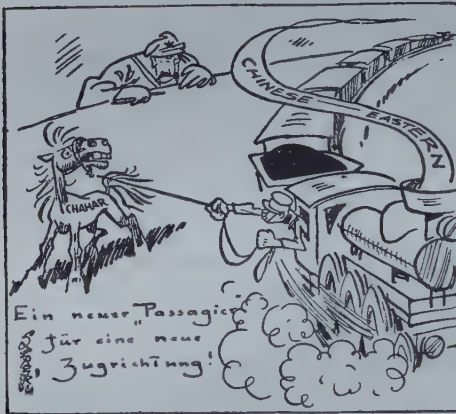
Scharf ist dem heimischen Volksdruck die Saugwirkung des leeren, wenn auch teilweise wenig naturbegünstigten australischen Raumes mit seinen 7,704 Mill. qkm, mit nicht einem Einwohner auf den qkm (ein Viertel der Volksdichte von Afrika!) gegenübergestellt. Dabei ist die Bevölkerungsverteilung noch dazu ganz ungleich und fällt in einer für Italiener, aber auch Deutsche und Japaner geradezu aufreizenden Weise auf ganze drei Menschen je tausend qkm in Räumen, deren Umfang Deutschland, Frankreich und Italien zusammen gleichkommt! Das alles wird mit jener stillen, unauffälligen, durchaus gestenlosen, sachlichen Eindringlichkeit vorgetragen, die wissenschaftlicher Politik ihre tiefsten Wirkungen sichert. Die Löhne Australiens übersteigen den gewiß nicht niederen Lohnstand von London um 42%, sind das dreifache der italienischen (Mailand, Rom). Wer spürt hier nicht denselben Stachel, den seinerzeit Dr. Gattineau in „Verstädterung und Arbeiterherrschaft in Australien“ (Beiheft d. Geopol.) dem Abendland zeigte? Ungeheurer Egoismus hält hier die Riegel weiter Landschaften zu, in denen anderwärts verhungern Menschen nach Millionen Nahrung fänden, die sogar nach den mäßigen Schätzungen von Hughes und Gregory die Hundertzahl von Millionen erreichen.

Kein Wunder, daß zwangsläufig Milone an seine Landsleute denkt, wie wir an die unsern dabei denken sollten. Freilich: nur der Staat New-York, Nordirland, Österreich, Dänemark weisen gleiche Verstädterungsgrade auf wie das hochverstädterte Australien trotz seinen jungfräulichen Böden!

Hier senken sich auch für Milone die tiefsten Wurzeln seines Wanderproblems in die seinen Italienern wesensfremde Landschaft hinab. Auch seine Landsleute unterliegen der Siedlungsballung, die sich zunächst auf Victoria erstreckte und heute etwa 50000 Menschen umfaßt, die sich dann zur Hälfte auf das Land ausgedehnt haben, so namentlich im Küstengürtel von Queensland (Zuckerkultur). Kennzeichnenderweise strömten dorthin hauptsächlich Mantovaner, Lombarden und Piemontesen, vielfach auch kleine, gut vorwärtskommende Arbeitsgemeinschaften bildend (Cooperative).

Es ist ein schlagender Kontrast, die hier im Verhältnis zur italienischen Einwanderung geprüften Zahlen den benachbarten indischen Volksdruckzahlen zu vergleichen, wie sie Narayan Ray in einer indischen Zeitung wiedergibt. Rund 353 Mill. (1931), von denen rund 272 in den britisch regierten Landschaften, 81 in den Fürstenstaaten, mit mehr als der sechsfachen Volksdichte der USA., im ganzen mit der gleichen, wie sie Belgien hat, in Bengalen, mit einer fast nicht ins Gewicht fallenden Auswanderung und Einwanderung, erschreckend hohen Geburts- und

Todeszahlen: Lebenswucherung, geringere Lebenskraft, frühe Verzweiflung am Überwinden des Lebens, z. B. ein Unterschied in der Kindersterblichkeit von 556 in Bombay gegen 60 in London! Gegen die zweifellos vorhandene, wenn auch sehr ungleich verteilte Übervölkerung empfiehlt Narayan Ray Fortschritt der Landwirtschaft und Industrialisierung, Methoden der Geburtenbeschränkung oder Tragestauung, endlich Wanderung, und findet die indische Wanderbewegung ganz unzulänglich, beklagt auch das Fehlen einer zielbewußten Wanderungspolitik. Der agrarpolitische, industrielle Fortschritt und die Hemmungen der Volksvermehrung aber werden in einem Stil behandelt, der verrät, daß Indien in seiner Volkstheorie weit hinter dem anderwärts selbstverständlich Gewordenen zurückgeblieben ist!



Sonst ist die Schlagzeile in Indien so häufig: „Was Indien von Japan lernen kann“ (A. P. 18. 1. 35 z. B.). Flucht vor Bevölkerungsvermehrung ist sicher nicht dabei! Im Gegenteil: Japan hat seit seiner gewaltsamen Erschließung fieberhaft aufgeholt, was es vorher versäumte.

Selbstverständlich sucht man Auslauf für den Überschuß, wie Italien und wie Deutschland ihn suchen mußte.

Natürlich wird von Japan aus das Kraftfeld um das austral-asiatische Mittelmeer mit seinen großen unerschlossenen Inseln, neben überfüllten, mit seinem Öl und Zinn liebevoll beobachtet. In Siam beweist nicht nur die Elefantenschenkung jung-siamesischer Verbände an jung-japanische eine Sympathie mit realem Hintergrund! Eine weitere empfindliche geopolitische Gefährzelle ist das Vorgelände von Singapore. Siam ist außerhalb, Birma innerhalb ihres eigentlichen Schutzbereichs. Aber Birma ist vor eine echt geopolitische, folgeschwere Entscheidung gestellt: die Frage, ob es weiterhin das unmittelbare Geschick des indischen Lebens-

raums teilen oder ein pseudo-selbständiges Randschicksal zu ihm verfolgen will. Über die Verschleierungen dabei spricht sich sehr scharf am 21. 2. 35 D. Graham Pole in einer Zuschrift an den „Manchester Guardian“ aus, die — wegen anderweitiger Versorgung mit politischen Spannungen — in Deutschland leicht übersehen wird.

Nach einer heute noch gültigen Erklärung des britischen Premiers sollte Birma — und zwar sein Volk! — zunächst die Wahl haben, ob es von Indien getrennt sein wolle oder nicht. Das daraufhin erzielte Wahlergebnis von 1932 für 80 Sitze war: 42 Stimmen für Schicksalsverbundenheit mit Indien, 29 für Trennung, 9 Unentschlossene. Die am 6. 12. 1933 festgestellten, dahinterstehenden Wählerzahlen waren mehr als 500 000 gegen, nur 270 000 für die Trennung von Indien. Im Dezember 1932, im April und Mai 1933 hatten unklare Beschlüsse vorgelegen.

Erst zwischen dem 14. und 20. 2. 35 fiel eine im Grunde doch wieder sehr zweifelhafte Entscheidung; denn bei einer Ablehnung der Eingliederung in die

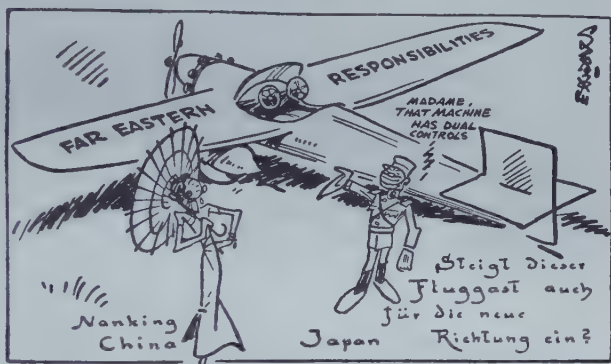
neue bündische Staatsform Indiens steckten in den 47 ablehnenden gegen 37 zustimmenden Gewählten 16 britische Beamtenstimmen: das „Volk“ von Birma war also mit 37 gegen 31 Stimmen für den Einbau in den indischen Bundesstaat! Es ist klar, daß aus einer solchen

Abstimmung die geopolitische Zukunft eines Raumes von 605 000 qkm mit rund 15 Mill. Einwohnern und großen Entwicklungsmöglichkeiten kaum mit Dauerzuversicht wird hervorgehen können.

Darin liegt eine Warnung für alle Strukturstümpereien, wozu das frühere Anhängen Birmas an Indien durch die Briten zweifellos gehörte, das aber jetzt — innerhalb eines Jahrhunderts — die Zustimmung der Insassen gefunden hat, während das „empire“ sie wieder weg haben will.

Welcher doppelte Wandel raumpolitischer Wertung!

Ist das Dreieck Siam—Singapore—Birma wegen seiner Lage zur Wendeflagge des indopazifischen Raumes besonders geopolitisch empfindlich, so sind es die innermongolische Reibungsfläche zwischen Japan, Sowjets, China und Manchutukuo auf der einen nordöstlichen Seite, das italienische Abenteuer zwischen Eritrea—Somaliland und Adis Abeba — trotz ihren Randlagen — durch die rassepolitischen Beschwerungen, die beide in sich bergen. „Wer heute einen Rassenkrieg vom Zaune bricht, kann sagen, wo er anfängt — wo er endet, nicht!“



Scheinbar sind es freilich nur Randfetzen, um die das Flämmchen züngelt; das innermongolische ist zudem durch die Staatsklugheit des japanischen Außenministers Hirota schnell ausgetreten worden. Um wie geringfügige Verlagerungen es sich zwischen Jehol und Chahar handelte, zeigt die Skizze. Aber was dahinter lauert, verraten die beiden Spottbilder. Gewiß wird der lauernde Gebieter des Kreml nicht wegen des Mongolenröbleins von Chahar losbrechen, wo er sich die chinesische Ostbahn nach der andern, fernöstlichen Fahrtrichtung entführen ließ. Aber die Möglichkeit, daß Nanking, sinnbildlich als verführbar dargestellt, mit seinem Marschall-Nichtdiktator — der aber doch sehr viel diktiert (vgl. z. B. „The Peoples Tribune, 1935, Nr. 3, S. 166 und Bild!) in das japanische Flugzeug zu einer neuen Fernostgemeinschaftspolitik steigt, hat doch einen sehr ernsten geo- und rassenpolitischen Hintergrund.

Hier würden ganz andere Massen und Räume in Bewegung gesetzt, soweit sie es nicht schon sind, als am Tor der Tränen, gleichviel ob die italienische Zange nördlich oder südlich von ihm zum Griff auf den letzten unabhängigen Staat Afrikas ansetzt. Die Antwort der weißen Rasse auf den feierlichen Friedensruf des äthiopischen Monarchen wird für alle farbigen Völker ungemein belehrend sein; die klugen Berater, die zu diesem Friedensruf rieten, werden gewiß dafür sorgen, daß ihn der kolonialpolitisch nicht voreingenommene Teil der Welt, samt der Frage des Angriffs und Friedensanbruchs, im richtigen Lichte sieht. Ganz wohl scheint England und Frankreich bei der Sache nicht zu sein; auch die indischen Fürsten sind unruhig geworden.

Das kann von einer ganz unerwarteten Ecke her das indische Verfassungswerk und den Glanz der britischen Kronfeier in Lenz und Frühsommer gefährden. Man sieht, wie empfindlich für Stoßrückwirkungen die Welt geworden ist!

Da tut es auch für die scheinbar auf Mitteleuropa eingeschränkten Mächte not, Wacht zu halten. Einen dieser guten Außenwächter sehen wir 1935 in neuem Gewande. Er ist aus seinem grauen von vorher mit Hoheitszeichen und Schwarz-Weiß-Rot in ein farbiges Gewand geschlüpft, und wir beglückwünschen ihn dazu: die Deutsche Wacht in Batavia, die diesmal Nr. 1 und 2 vereinigt. 20 Jahre deutscher Wacht in Niederländisch-Indien, vom 27. 1. 1915 an, haben einen guten Dienst getan. Möchten möglichst viele Binnendeutsche den Fahnenspruch nachdenklich lesen, den einer der wackersten kulturpolitischen Außenposten sich an den aufrechten Mast genagelt hat! Daneben haben sie sich ein ernstes, in weite Zukunft schauendes Hitlerbild gestellt. Die Leute dort wissen, daß sie an einer scharfen Ecke stehen, wie ihre „Deutsche Wacht“ ein Kriegskind ist. Wer an scharfen Ecken steht, lernt die Augen offen und die Ohren steif halten, und geopolitische Weit-schau gehört für ihn zu den Lebensnotwendigkeiten, wie sein tägliches Brot. Das hat die Heimat noch nicht erfaßt, und noch kämpfen die Männer, die es begriffen haben, wie der engere Kreis der „Geopolitik“, wie L. Hausleiter, Th. Schultze,

G. Wirsing in der Presse weit vor der Front — zuweilen von vorn, zuweilen aber auch von hinten und quer beschossen.

Es herrschen Übergangszustände, etwa wie in der Taktik zwischen den Einmarschkämpfen mit ihren Schwerverlusten und dem leichter und doch zäher geschürzten Kampfgefüge an der Somme: wenn die Plänkler der Tagespresse mit falschen Fronten fechten, sei es darum; aber schade ist, wenn das schwere Geschütz der Gelehrtenstuben, nicht begreifend, um welche volkspolitische Kampfziele es geht, verheerend in die eigenen Reihen leuchtet.

Auch das erträgt eine gute Truppe; aber es ist schade um unnötige Verluste.

### A. HILLEN ZIEGFELD:

#### Kartengestaltung — ein Sport oder eine Waffe?

Der unter dem Titel: „Zur Theorie der Raumdarstellung“ im Heft 10 des Jahrganges 1934 dieser Zeitschrift gemachte Versuch der geopolitischen Kartenarbeit durch die Aufstellung von Grundsätzen in der Darstellungsweise die fehlende Systematik zu geben, legt mit dankenswerter Deutlichkeit Schwächen und Fehler der heutigen Kartenarbeit bloß. Die Notwendigkeit dieser durch das Mittel der Suggestivkarte von Tag zu Tag an Einfluß auf das politische Denken gewinnenden Arbeit der Kartengestaltung eine klare Ausrichtung durch Regeln und Richtlinien zu geben, wird von den Kartenpraktikern seit langem bekannt. Den Rückstand als solchen zu beheben, stehen aber Schwierigkeiten entgegen, die sich auch durch ein engeres Zusammenwirken der Kartengestalter aus Theorie und Praxis nicht überwinden lassen. Sie liegen im wesentlichen in dem Schwebezustand, in dem sich heute noch diese Arbeit befindet. Erst seine Beseitigung wird eine Ordnung der Arbeit erlauben — im Sinne der Regelsetzung wie auch einer wirklichen Planmäßigkeit, aus der heraus überhaupt erst ein nachhaltiges Wirken möglich wird.

Um dieses nachzuweisen, bedarf es von vornherein einer schärferen Betonung der Sonderstellung, die die Suggestivkarte einnimmt. Es genügt nicht, allein den Abstand der populären von der wissenschaftlichen Karte zu fordern. Soll die Suggestivkarte dem Bannkreis der wissenschaftlichen „Kartographie“ entzogen werden, so muß zunächst die Eigengesetzlichkeit der Suggestivkarte feststehen. Soll die Allgemeingültigkeit der kartographischen Schulregeln, unter deren Einfluß auf das Kartenlesen die geopolitische Karte heute noch leidet, eingegrenzt werden auf den ihnen zustehenden Bereich, soll das Anrühige jeder Popularisierung — und dieser Verdächtigung sieht sich heute die Suggestivkarte noch vielfach ausgesetzt — aufgehoben werden, so muß von vornherein das Primat der psychologischen Wirksamkeit sichergestellt werden, das die Suggestivkarte vom Grundgesetz der Kartographie unterscheidet. Denn, ist diese als Wissenschaft und Technik der bildhaften Aufzeichnung und Wiedergabe der Erdoberfläche verpflichtet und dadurch ge-

zungen, ihre Entwicklung zu einer stetigen Verfeinerung ihrer Mittel zugunsten eines immer getreueren Naturalismus und Verismus zu nehmen, so soll die Suggestivkarte ihre Aufgabe in der Gestaltung einer ins Schlagwortartige übersetzenden Abstraktion suchen, in der die Schärfe der Formulierung des Gedanklichen und die Klarheit des entsprechenden Sinnbilds sich zu jener Unentrinnbarkeit der psychologischen Wirkung verbinden, die der Suggestivkarte ihre Bedeutung als politisches Kampfmittel und erzieherische Handhabe gibt.

Eine Systematik der suggestiven Kartengestaltung kann erst in dem Augenblick fruchtbar werden, in dem die Erkenntnis Allgemeingut wird, daß Formulierung und Symbolik, die beiden wesentlichen Elemente der Suggestivkarte, der „Kartographie“ fremde und mit Recht — da außerhalb ihrer Aufgabe — fremde Forderungen sind, die Verwandtschaft der Suggestivkarte mit der Kartographie also sich lediglich in der Benutzung der Karte als Grundelement der darstellungsmöglichen Mitteilung erdgebundener Fragen und einiger bewährter technischer Ausdrucksmittel für bestimmte Erscheinungsformen des Erdbildes bestätigt. Im übrigen fußen die Grundgesetze der suggestiven Kartenarbeit in den Erfahrungen aus einer ebenfalls aus einem Zeitbedürfnis erwachsenen künstlerischen Sparte, der „Gebrauchsgraphik“, die einst ihrerseits als „angewandte Kunst“ den gleichen Kampf um ihre Autonomie gegenüber der „freien Kunst“ zu bestehen hatte wie heute die Suggestivkarte gegenüber der Kartographie. Zur Klarstellung dieser wesenhaften Unterschiede wurde von mir für den Schaffensbereich einer neuen Kartenkunst, aus der u. a. auch die Suggestivkarte ihr Gesicht erhält, der Begriff der „Kartographik“ geschaffen. Der Berechtigungsnachweis hierfür wurde von mir in einem Aufsatz in „Volk und Reich“, 3. Jhrg. 1927, Mai/Juni-Heft, geliefert. Dort heißt es u. a.: „... der Vergleich beider Arten von Karten ist insofern unberechtigt, als übersehen wird, daß es sich bei der neuen Karte um einen Formgedanken handelt, um den Versuch, mit den Mitteln moderner Darstellungstechnik auch Probleme zur Verbildlichung zu bringen, endlich aber um den Wunsch, dem visuell erzogenen Menschen von heute eine Gedächtnisstütze zu geben, an dem das Einzelwissen haften kann. Während jene Karten hergebrachter Art im Ausdruck sachlich-berichtend, leidenschaftlich-passiv sind, ist die neue Karte gewalttätig, sie will den Leser fesseln, ihn zur Beschäftigung mit einem Problem zwingen — sie ist durchaus aktivistisch... Die Wissenschaft von der Geopolitik, die zuerst laut und leidenschaftlich nach der Karte als dem zeitgemäßen Mittel politischer Erziehung auf geographischer Grundlage verlangte, war es, die die Vorstellung von einer ‚suggestiven‘ Karte lebendig machte. Ihr ist es zu danken, daß die Karte von ihrem Platze gleichsam am Buchende in den Mittelpunkt textlicher Darstellung selbst aufrückte, aus einem untergeordneten Anhängsel Unterbau, ja konstruktives Element des Textgebäudes wurde... Die Gebrauchskarte ist aber anderen Gesetzen unterworfen als die Wand- und Handkarte, zumal in der Ver-

wendung innerhalb des Buches oder auf dem Filmstreifen, wo sie als Bestandteil einer graphischen Einheit auch deren ästhetischen Regeln unterstellt ist oder sein müßte... Die Folgerungen, die sich aus jener Erkenntnis ergaben, waren grundlegender Natur. Sie stellten die Arbeit des Kartenzeichners, soweit sie die Gebrauchskarte betrifft, zwischen das kartographische Gewerbe und jene angewandte Kunst, die sich als Gebrauchsgraphik Namen und Ansehen gemacht hat. Grund hierzu gab die enge geistige Verwandtschaft mit dieser. Dort wie hier steht die Frage der suggestiven Wirkung im Vordergrund des Interesses, ist die Anschaulichmachung eines bestimmten Gedankens die Aufgabe, ist die Findung einer Formel, die schlagwortartig Übersicht und Erkenntnis vermittelt, das Problem. Der Weg zur Verwirklichung der ‚suggestiven‘ Karte war damit vorgezeichnet. Er hieß: Konzentration des Ausdrucks durch weise Beschränkung und künstlerische Formgebung!

Für den Kartenzeichner ergaben sich daraus aber ganz neue Forderungen: Die Fähigkeit der richtigen Auswahl mußte ihm ebenso im Blute stecken wie das Urteilsvermögen über die Wirkungsmöglichkeiten dieser oder jener Darstellungsart... Um so dringlicher scheint daher die Notwendigkeit, die Gebrauchskarte als eine Gattung für sich weiterzuentwickeln, damit sie unbeeinflußt von jeglichem Zwang enger Überlieferung ihre Durchbildung erfahren kann. Im Sinne der Verwandtschaft mit der Gebrauchsgraphik und aus der Mittelstellung heraus, die es einnimmt, liegt daher Berechtigung genug vor, dieses Sondergebiet der Kartographie als Kartographik zu bezeichnen und von jener abzuheben... Die Heranbildung eines neuen Typus des Zeichners entscheidet den Fortbestand der ersten Anfänge einer ‚Kartenkunst‘, wie sie sich heute durchzusetzen beginnt. Die außerordentlichen Möglichkeiten zu vertiefter Wirksamkeit lassen es wünschenswert erscheinen, daß Verlegertum und Unterrichtsbehörde sich dieser Erkenntnis erschließen und die Pflege dieses einzigartigen Anschauungsmittels angelegen sein lassen.“

Diese Forderung ist bis auf den heutigen Tag unerfüllt geblieben. Die neue Kartenkunst sah sich zu ihrer Durchsetzung auf die Zufallsproduktion verwiesen, insbesondere aber als illegale Buchillustration der Preisschere des Verlegers ausgeliefert, der seinerseits wieder unter dem Zwang der Kalkulation des Verlagswerkes handelte. So unterblieb nicht nur die Einreihung des Kartengestalters in die Kategorie der geistig Schaffenden, sondern auch die materielle Anerkennung seiner Leistung. Die Abdrängung kartengestalterischer Tätigkeit auf eine nebenberufliche Beschäftigung vereitelte die Möglichkeiten zu einer systematischen Durchbildung und Verankerung der Arbeitsmethode und die notwendige Verständigung unter den Kartengestaltern selbst. Um so mehr wurde der eindrucksvolle Siegeslauf der scheinbar so leichten neuen Kunst ein Anreiz für den Dilettantismus, sich dieser Arbeit zu bemächtigen.

Erklärt sich das Unvermögen der verantwortlichen Kreise des Nachkriegsdeutsch-

lands, sich eines Erziehungsmittels von solchem Rang zu bedienen und alle Sorgfalt auf seine planmäßige Ausbildung zu legen im wesentlichen aus der Abneigung gegen eine politische Willensbildung des Volkes oder auch nur einer führenden Schicht, so sind heute alle Voraussetzungen dieser Art gegeben. Die Forderung nach einer planmäßigen Fortentwicklung und einem ebenso planmäßigen Einsatz der politischen Karte, die im Jahre 1932 vom Unterzeichneten dem eben gebildeten Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda unterbreitet und im Jahre 1933 vor einem Sachverständigenkreis aller zuständigen Reichsbehörden mit voller Zustimmung aufgenommen wurde, wird mit dem Aufsatz von Schumacher erneut als offene Frage aufgeworfen. Sie läßt sich auf folgende Überlegung zusammendrängen: Die politische Karte erfreut sich bei unseren Gegnern aus dem Weltkrieg einer bevorzugten Pflege, ohne indes jenen Grad der Verfeinerung und Durchbildung erfahren zu haben, die die deutsche Suggestivkarte allen Schwierigkeiten zum Trotz erreicht hat. Wenngleich diese neuerdings als wichtige Handhabe für die Volkserziehung ihre Anerkennung gefunden, bleibt ihr jene zielbewußte Förderung versagt, die sie im Interesse des Volksganzen beanspruchen muß. Unterbleibt infolgedessen die planmäßige Weitergestaltung nach der Seite der methodischen Vollkommenung wie auch der Abstufung je nach Leserschaft, so entwickelt sich angesichts der wachsenden Nachfrage nach Kartenmaterial ein hemmungsloser Dilettantismus, der das große Erziehungswerk der Karte zunichte zu machen droht. Diese Entwicklung findet eine wesentliche Förderung in dem Umstande, daß die Kartenkonjunktur den Verleger zu einer stärkeren Ausstattung seiner Werke mit Karten veranlaßt, ohne daß er imstande wäre, sich der Verlockung zu entziehen, die billigere Arbeit des Dilettanten der des verantwortlichen Kartengestalters vorzuziehen. Endlich aber verfestigt sich unter diesen Verhältnissen die Gebundenheit der Kartenarbeit an das Buch, während die zeitgerechte Aufgabe die Freimachung der Karte für Vortragszwecke verlangt. Die von Schumacher getadelte Tatsache, daß trotz einer Fülle von geopolitischen Arbeiten für die politische Tagesarbeit kaum brauchbares, d. h. psychologisches, dem Zweck angepaßtes, einheitlich ausgerichtetes Schulungsmaterial greifbar ist, erklärt sich als zwangsläufiges Ergebnis der oben geschilderten Umstände, nämlich der Abhängigkeit der Kartenarbeit von der Buchproduktion. Auf der anderen Seite besteht zwischen Kartenverlegern und Kartengestaltern überhaupt keine Verbindung, da, wie die große Zahl völlig verfehlter volkspolitischer oder wehrpolitischer Aufklärungstafeln beweist, der wissenschaftliche Bearbeiter und der Reproduktionstechniker allein sich genügen zu können glauben. Da sich aber die Abneigung des Verlegers, weitere Verteuerungsfaktoren aus dem Herstellungsgang fernzuhalten, wiederum rechtfertigen läßt aus dem Risikocharakter seiner Arbeit, ergibt sich für den Freund der Kartenarbeit der ebenso klare Schluß, daß die Fortentwicklung der politischen Karte für die planmäßige Erziehungsarbeit an unserem Volke niemals auf dem Boden der Zufalls-

produktion des Buchverlegers vor sich gehen kann. Und in der Tat findet man die Bestätigung hierfür gerade dort, wo eine scheinbare Planmäßigkeit und Kontinuität einer Kartenarbeit sich in einer erhöhten Kartenproduktion ausdrückt. Denn gerade in diesen Ausnahmen, die sich aus der Minderung des Verlagsrisikos durch den Auftragscharakter der Arbeit erklären, bestätigt sich die Erfahrung, daß im Rahmen üblicher Verlagstätigkeit eine planmäßige Kartengestaltung nicht finanziell verantwortet werden kann.

Dennoch ist die Verselbständigung der Karte auf dem Boden eines großzügigen Kartendienstes, gemessen an den Möglichkeiten heutiger Bedarfsdeckung, weniger eine finanzielle als eine organisatorische Frage, jedenfalls nicht eine vorwiegend finanzielle insofern, als der Aufwand für die Arbeit selbst durch den organisatorisch geregelten Bedarf seinen schnellen Ausgleich finden kann, während der Verleger der Mühe der Markterschließung ausgeliefert ist.

Das heißt also nichts anderes, als daß die Kartenarbeit nur als eine politische Aufgabe gelöst werden kann, so wie sie es ihrem Wesen nach ist. Wird der Einsatz der Karte für die politische Erziehung und Schulung als notwendig bejaht und ihre Vervollkommnung gefordert, so wird eben die Organisation der politischen Schulungsarbeit selbst auch den Aufwand der Kartengestaltung tragen müssen. Eingespannt in einen solchen Rahmen, kann jenes fruchtbare Zusammenwirken der kartengestalterischen Kräfte, der wichtige Austausch der Erfahrungen des Theoretikers und des Praktikers, nicht nur zur Beseitigung der heute bestehenden Mängel in Methode und Systematik führen, sondern eine Geschmeidigkeit dieses politischen Instrumentes erzielen, die nach innen als Schärfer des politischen Gewissens, nach außen als treffsichere Waffe sich immer wieder bestätigen wird. Endlich ist in einer solchen Verankerung der politischen Kartenarbeit allein jene notwendige Überprüfungsmöglichkeit nach Wert und Unwert geboten, die auf dem Boden individualistischer Verlagsarbeit nie geschaffen werden kann. Umgekehrt ist dem Verlegertum mit der Befreiung von einer unlösbaren Aufgabe einer Planarbeit auf dem Gebiete der Suggestivkarte jene Beweglichkeit wieder zurückgegeben, die Voraussetzung verlegerischen Schaffens ist.

Ein Verzicht auf eine Lösung der Kartenfrage im Sinne dieser Ausführungen würde nichts Geringeres bedeuten als die Verkümmern eines der wirkungsvollsten Mittel zur Politisierung unseres Volkes.

**RUPERT VON SCHUMACHER :**

## **Zur Theorie der geopolitischen Signatur**

### **Grundgedanke**

Es ist eine bemerkenswerte Tatsache, daß das verhältnismäßig reiche Schrifttum über die geopolitische Karte noch keine systematische Untersuchung der geopoliti-

schen Signatur aufweist. Alle Ansätze und Versuche dazu sind auf dem sowieso nach allen Richtungen durchgepflügten Gebiet der Signatur der politisch-, wirtschaftsgeographischen, ethnographischen Karte, also auf dem Gebiet der Darstellung „gegenständlicher“ Objekte steckengeblieben. Einigermassen überraschend ist dieser Umstand deswegen, weil seit der Einbürgerung der suggestiven geopolitischen Karte durch die Arbeiten Prof. K. Haushofers eine Reihe beachtenswerter geopolitischer Kartensammlungen erschienen ist. Die umfangreichsten und bekanntesten sind der „Geopolitische Typenatlas“ von Schmidt-Haack (Justus Perthes, Gotha 1929), der „Geopolitische Geschichtsatlas“ von Braun und Hillen Ziegfeld (Ehlermann, Dresden 1934, 2. Auflage) und „Die Staaten als Lebewesen. Geopolitisches Skizzenbuch“ von Karl Springenschmid (Verlag Wunderlich, Leipzig 1934, 3. Auflage). Unter den jüngsten Erscheinungen sind zu nennen der „Wehrpolitische Atlas“ von Zu der Luth (Bd. 1 u. 2 bei K. Vowinkel, Berlin-Grünwald 1934/35), „Deutschland und seine Nachbarn“. Geopolitische Bildreihe“ von K. Springenschmid (Wunderlich, Leipzig 1935), die „Wehrgeographie von Österreich“ von Rudolf Mlaker (Konegen, Wien 1934). An Einzelarbeiten sind aus dem Verlag Kurt Vowinkel, der der Pflege der geopolitischen Karte ein besonderes Augenmerk widmet, die 1934 begonnenen Versuche mit einer neuartigen geopolitischen Höhenschichtenkarte hervorzuheben, die im Saarkalender zum erstenmal Anwendung in größerem Rahmen fand und besonders der geopolitischen Signatur ganz neue Bahnen weist. Weiter gehören dazu aus der Produktion des Verlages „Volk und Reich“ die Experimente einer den „raum“politischen Anforderungen entsprechenden Schraffen- (Relief-) Karte in Schwarzweiß und die außerordentlich gelungenen Vorschläge von Dr. K. Trampler (in: „Der Unfriede von Versailles. Ein Angriff auf Volk und Lebensraum“. Lehmanns Verlag, München 1934) zu einer geopolitischen Karte mit farbigen Signaturen, die zum erstenmal die bisher sporadischen Bestrebungen, zu einer farbigen geopolitischen Karte zu gelangen, auf eine brauchbare Grundlage stellen. Eine Fülle von Anregungen bietet auch das fast unübersehbare grenz- und volksdeutsche Schrifttum. Weniger kommt dagegen die wirtschaftsgeographische Literatur in Betracht, die zwar Unmengen von Karten hervorbringt, aber das raumpolitische Thema so wenig berührt, daß nur vereinzelte Signaturenversuche vorhanden sind.

Die keineswegs geringe kleine Schar der Darsteller geopolitischer Themen auf der Karte ist natürlich gezwungen gewesen, entsprechend der Neuheit der geopolitischen Karte auch neue graphische Ausdrucksformen für die Registrierung politischer Erscheinungen zu suchen und zu schaffen. Man sollte nun annehmen, daß dabei von einer methodischen Gliederung der politischen Erscheinungen ausgegangen worden wäre, um die Frage der Signatur einheitlich und allgemein gültig zu lösen, wie das ähnlich beim wirtschaftsgeographischen Stoffkreis geschehen ist. Eigentümlicherweise ergibt sich aber aus einer Übersicht über das geopoli-

tische Kartenwesen, daß offenbar nirgends, nicht einmal für private Zwecke, Versuche unternommen wurden, die politischen Erscheinungen in Kategorien zu gliedern, aus denen bestimmte Signaturengruppen abzuleiten gewesen wären. Infolge dieses Mangels von geeigneten Richtlinien für die geopolitische Signaturenwahl bzw. für die kartographische Verdolmetschung geopolitischer Themen ist bis jetzt das Problem der Signatur der schöpferischen Phantasie des Künstlers überlassen geblieben. Vielleicht mit dem einen guten Ergebnis, daß durch die künstlerische Freiheit Methoden und Wege aufgezeigt werden konnten, die bei einer systematischen Bearbeitung nicht in Erwägung gezogen worden wären. Theoretisch könnte man also das Fehlen systematischer Untersuchungen über die geopolitische Signatur hinnehmen, wenn nicht das gesamte geopolitische Kartenmaterial die sehr wenig befriedigende Tatsache lehren würde, daß zwar überall das Ringen um die Ausdrucksform für politische Erscheinungen vorhanden ist, aber die Ergebnisse auf dem Gebiet der Signatur mehr als karg sind. Es sind leider nicht nur verhältnismäßig sehr wenig feststehende eindeutige und leicht verständliche graphische Zeichen für politische Vorgänge und Verhältnisse gefunden worden — selbst diese wenigen Zeichen werden keineswegs einsinnig gebraucht, ja es kommt sogar vor, daß ein und derselbe Verfasser verschiedene Zeichen für das gleiche Thema benutzt ohne Rücksicht auf die politische Lesbarkeit der Karte und lediglich nach künstlerischem Gutdünken über die Gesamtwirkung des Kartenbildes.

Ausnahme bildet ein Zeichen: der Pfeil. Das bisherige geopolitische Kartenwesen vermittelt fast den Eindruck eines Pfeilkults, so daß die scherzhafte Bezeichnung „Pfeilkarte“ für die geopolitische Darstellung schlechtweg nicht ganz unberechtigt erscheint. Es ist tatsächlich erstaunlich, was alles in geopolitischen Karten mit Pfeilen wiedergegeben wird: Konzeptionen, räumliches Wachstum, Unterwanderungen, Bündnisse, Raumtendenzen usw. Ohne Zweifel hat diese Kultivierung des Pfeils auch ihre guten Seiten: sie hat wenigstens eine Signatur bis zu einer kaum mehr überbietbaren Vervollkommenheit entwickelt, wodurch dem gesamten Signaturenwesen ein hervorragendes Vorbild entstanden ist. Die Pfeilsignatur gestattet überdies eine ausgezeichnete Schulung des wissenschaftlichen und politischen Verantwortungsbewußtseins beim Zeichnen geopolitischer Karten. Keine Karte ist ja so gefährlich wie gerade die politische Schwarzweißskizze. Unbarmherzig enthüllt sie die politischen Gedankengänge des — unvorsichtigen Zeichners, und als politisches Mittel ist sie nicht bloß deskriptiv-passives, sondern ein höchst aktives Werkzeug in der Hand des Politikers. Der Pfeil als eine dynamische Erscheinungen verzeichnende Signatur birgt aber besondere Gefahren, weil er naturgemäß immer in die Bedeutung „Angriff“, „imperialistische Absicht“ usw. vom übelwollenden Gegner zurückübersetzt werden kann. Harmlos scheinende Geschichtskarten können sich da z. B. plötzlich in einen höchstgegenwärtigen Bumerang verwandeln, weil ein „Pfeil aus vergangenen Tagen“

eine böswillige gegenwärtige Auslegung ermöglicht. Die Häufigkeit der Anwendung des Pfeils als geopolitischer Signatur kann kaum allein die Ursache dafür sein, daß fast alle in der politischen Gegenpropaganda des Auslandes verwendeten Originalkarten gedankenlose Pfeildarstellungen aufweisen: diese Tatsache ist im Wesen der Signatur begründet. Wissenschaftlich zwingt der Pfeil, wenn er nicht vollständig schematisierend angewandt wird, insofern zur Gründlichkeit, als er eine genaue Kenntnis des räumlichen Verlaufs politischer Vorgänge voraussetzt, soll die Karte nicht unweigerlich der Lächerlichkeit wissenschaftlicher Scharlatanerie verfallen.

Als flächiges Pendant ist auf dem Gebiet geopolitischer Signaturen die Schraffe bzw. die Rasterung ebenfalls sehr weit entwickelt und durch vielfältige graduelle und formale Abstufung zum geopolitischen Ausdrucksmittel gestaltet worden. Flächentönung (die Rasterung ist ja eigentlich nichts anderes) und Pfeil können aber trotz aller Feinheiten nicht den Ansprüchen einer durchgebildeten geopolitischen Karte genügen. Für bestimmte politische Erscheinungen müssen deshalb andere charakteristische Zeichen gefunden werden, die allmählich, zu einem System zusammengefaßt, das künstlerische Schaffen an der geopolitischen Karte in zweckmäßige und vor allem psychologisch bestimmte Richtungen weisen müssen.

Was bis heute an wirklich verwendbaren Signaturen vorliegt, ist fast restlos von Hillen Ziegfeld und K. Springenschmid geschaffen worden, wobei der letztere die zahlreichsten Modifikationen hervorgebracht hat. Mit einer gewissen Einschränkung läßt sich Springenschmid überhaupt als Schöpfer der geopolitischen Signatur bezeichnen, während Ziegfelds Verdienst in der unerhört vorbildlichen, fast dogmatischen Strenge seiner Schwarzweißschöpfungen und in der Einführung und Durchbildung der Rasterung liegt, die er außerordentlich weit entwickelt hat. Springenschmids Ideenreichtum verleitet ihn manchmal zu allzu temperamentvollen Auffassungen, durch die er dem Künstlerischen und Psychologischen den Vorrang vor dem Politischen verleiht. Beide nähern einander neuerdings in zwei kleinen Schriften: Ziegfeld hat in der Geschichtsfibel von Kropp (Runge Verlag, Berlin-Tempelhof 1934) eine Serie von Karten geliefert, die, in der Manier aufgelockerter, der Allgemeinverständlichkeit des Zeichens erhöhte Beachtung gewähren, während Springenschmid in seinem neuesten Buch „Großmächte unter sich“ (Kiesel, Salzburg, und Wunderlich, Leipzig 1934) strengere kartographische Bahnen beschreitet. Beide haben damit als die berufensten Interpreten der geopolitischen Kartenschöpfung Prof. Haushofers der Entwicklung der geopolitischen Karte einen neuen Impuls verliehen, der sich hoffentlich bald allgemein auswirken wird, wozu das Schaffen der außerordentlich feinen Psychologin Nadge (Volk und Reich) und die „Höhenschichten“anregung von Vowinkel-Diehl das ihrige beitragen mögen.

### Methodik der Signatur

Bei der Schaffung von geopolitischen Signaturen sind mehr Gesichtspunkte maßgebend als bei der geopolitischen Karte an sich. Der Begriff „Geopolitik“ — das geopolitische Thema — wird dadurch auf dem Gebiet der Signatur sehr eng gefaßt. Während geopolitische Karten theoretisch auf allen kartographisch darstellbaren Gebieten denkbar sind, beschränken sich die geopolitischen Symbole auf die Versinnbildlichung bestimmter politischer Erscheinungen (Ereignisse und Zustände), die mehr im Bezirk des abstrakten politischen Geschehens, also mehr im Ideellen und Geistigen als im Konkreten zu suchen sind. Letzten Endes läßt sich der Kreis geopolitischer Signaturendarstellung auf das Gebiet des Machtpolitischen, also auf Abstufung, Grad, Beziehung, Gegensätzlichkeit, Zusammenprall der „Macht“ beschränken, soweit sie in den realen Faktoren begründet ist. Für alle anderen kartographischen Arbeitsgebiete bestehen schon mehr oder minder allgemein anerkannte und gebräuchliche Signaturen, so daß ihre Behandlung in der Geopolitik ausscheidet.

Zu den inhaltlichen Gesichtspunkten gesellen sich noch drei andere: der graphische, also rein künstlerische, der kartographische und der psychologisch-propagandistische. Daraus ergeben sich zahlreiche Ansprüche, die die geopolitische Signatur zu einem kleinen Kunstwerk an sich machen. Die kartographische Bindung erfordert vor allem eine Einschränkung der graphischen Freiheit, das heißt eine Ablehnung allzu weitgehender Stilisierung. Das psychologische Moment verlangt die Lesbarkeit der Signatur ohne nähere Erklärung, somit eine Einschränkung nurkonventioneller Signatur. Das geopolitische Symbol wird daher meist dem Figuralen entnommen werden, um durch die Darstellung allgemein bekannter Gegenstände eine unmittelbare, die politischen Abstrakta veranschaulichende Gedankenverbindung zwischen der Zweckbestimmung des gezeichneten Gegenstandes und der dargestellten politischen Erscheinung zu erzeugen.

Ein System der geopolitischen Signatur wird sich zwangsweise auf der methodischen Trennung dieser vier Gesichtspunkte und auf dem folgerichtigen Zu-Ende-Denken der Erfordernisse jedes einzelnen Gesichtspunktes aufbauen. Methodisch richtig wäre es, vier Systeme geopolitischer Signaturen unabhängig voneinander auf den vier Grundlagen aufzustellen, um die darstellerischen Möglichkeiten nach jeder Richtung zu erschöpfen. Erst dann wäre die Synthese zu gestatten, um das optimale Erzeugnis zu erhalten. Wenn im Folgenden alle vier Gesichtspunkte durcheinandergewürfelt sind, so ist das also theoretisch unbedingt falsch, ohne daß es einstweilen infolge der bisher mangelnden Bearbeitung des Gesamthemas umgangen werden kann. Die Beschreibung soll deshalb versuchsweise die bildliche Ausschöpfung der Möglichkeiten ersetzen:

1. Die Raumbedingtheit des Darzustellenden entsprechend, müssen geopolitische Symbole kartographisch richtig versinnbildlichen.

Lage,  
 Richtung,  
 Abstand (Distanz),  
 Umgrenzung,  
 Ausdehnung (Flächenerstreckung),  
 Räumlichkeit (Dreidimensionalität).

Diese Forderung mag als Binsenwahrheit erscheinen. Man darf aber nicht vergessen, daß es sich nicht um die Karte als solche, sondern um das Symbol handelt. Das Symbol wird aber immer vorwiegend nach graphischen und psychologischen Gesichtspunkten geschaffen, unter Vernachlässigung der kartographischen Richtigkeit. Besonders verlockend ist das Absehen von der kartographischen Bindung beim geopolitischen Symbol, weil die geopolitische Karte als propagandistische Waffe nur einen sehr allgemeinen Anspruch auf physikalische Richtigkeit erhebt, dagegen aber das psychologische Moment in den Vordergrund schiebt. Das geopolitische Symbol neigt deshalb dazu, die geographisch richtige Anordnung auf der Karte zugunsten stilistischer und figuraler Richtigkeit zu übersehen, ganz entsprechend den Anforderungen, die der Politiker an Symbol und Karte stellt. So reizt es z. B. Politiker, Propagandist und Graphiker, im Interesse bildhafter Wirkung das Thema der Einkreisung durch einen Kreis zu veranschaulichen, auch wenn der Verlauf der Kreislinie kartographisch unmöglich ist. Oder es wird um der künstlerischen Geschlossenheit des Bildes wegen das Zentrum eines Machtlinienbündels im geometrischen Mittelpunkt des Bündels, aber nicht an der Stelle der tatsächlichen raumpolitischen Zentrale angeordnet. Solche Einseitigkeiten aus formalen Gründen müssen jedoch unter allen Umständen vermieden werden, die Karte muß immer Karte bleiben, und das Symbol muß diesem Erfordernis Rechnung tragen.

2. Der graphischen Möglichkeit entsprechend läßt sich grundsätzlich in folgender Weise arbeiten: entweder man benützt

die lineare Darstellung,  
 die flächige Darstellung (Flächentönung oder -umrandung),  
 die Kombination von linearem und flächigem Symbol.

Stilistisch ergibt sich für das Symbol noch eine weitere graphische Unterscheidung — man kann

geometrische,  
 kartographische,  
 figurale

Formen verwenden. Man kann also z. B. die Einkreisung eines Landes durch eine Kreislinie um das eingekreiste Land, durch Flächentönung der Nachbarländer oder z. B. durch aufmarschierende Armeen veranschaulichen. Die Verwertung der drei Möglichkeiten in Reinkultur ist jedoch wenig ansprechend; man wird immer trachten müssen, Kombinationen zu verwenden. Die Wahl zwischen Fläche und

Linie ist dagegen meistens ohne weiteres frei: Linien dienen im großen und ganzen dynamischer, Flächen hingegen statischer Darstellung, wobei allerdings zu beachten ist, daß Flächentönung auch ein geeignetes Symbol für dynamische Darstellungen ergeben kann.

3. Um den psychologischen Ansprüchen an die geopolitische Symbolik gerecht zu werden, wird man in erster Linie das geistige Niveau des Kreises, an den sich die Karte wenden soll, analysieren müssen. Der Spielraum zwischen der derberen figuralen und der künstlerisch stilisierten Symbolik darf aber niemals auf der einen Seite die Grenze des guten Geschmacks und der wissenschaftlichen Richtigkeit, auf der andern die Grenze absoluter Abstraktion des Symbols, die zur Verständlichkeit und Allgemeingültigkeit erst des Übereinkommens bedarf, überschreiten. Wenn die Stilisierung des Symbols gezwungenermaßen zu weit gehen müßte, dann ist es besser, statt des Symbols zur Beschriftung zu greifen und durch sie das Thema zu schildern.

4. Nach dem dargestellten Thema selbst kann man zweierlei Signaturen unterscheiden:

Zeichen, die ein abstraktes Thema versinnbildlichen,

Zeichen, die einen Gegenstand oder etwas sinnlich Wahrnehmbares versinnbildlichen.

Die ersteren symbolisieren das Geistig-Politische, das unwägbare Ideelle, Gefühlswerte — also nicht das unmittelbar durch die Sinne mit Maß und Zahl Erfassbare. Die andern — dinglichen — Signaturen interessieren dann nur insofern, als die dargestellten „Gegenstände“ ebenfalls eine politisch-abstrakte Bedeutung erhalten.

Diese Unterscheidung der Themenstellung ist wohl das wichtigste Merkmal am Problem der geopolitischen Signatur, weil damit die Grenze zwischen der mechanisch zu schaffenden Signatur und der aus schöpferischer Formgebung politischer Gedankengänge entsprungenen gezogen ist.

### Die abstrakte Signatur

Für die abstrakte Signatur ist die Aufstellung bestimmter Kategorien politischer Erscheinungen notwendig. Scheidet man dann weiter zwischen linear und flächenhaft organisierten Vorgängen und Zuständen, so wird man schnell zu einer brauchbaren Grundsignatur für jede Kategorie kommen, durch deren Abwandlung schließlich die jeweilige Signaturengruppe entsteht. Beispielsweise seien einige Kategorien behandelt.

Eines der umfassendsten politischen Themen ist das positive, nach vorwärts gerichtete Streben, das sich in folgende untergeordnete Themen aufspalten läßt.

Latente Ideen (Wunschträume)	Konkrete Pläne
Nationale raumgebundene Ideologien.	Konzeptionen
In Entwicklung befindliche Vorgänge	Planmäßige staatliche Arbeit
Unterwanderung, Bevölkerungsdruck, Überschichtung, Siedlungsbewegung, Kolonisation, Missionierung usw.	Einflußstreben, Vormachtstreben, Bündnis, Anschlußstreben, Anlehnungsbestreben, Beziehung allgemeiner Natur, Sympathien, Bedrohung usw.
Reale politische Vorgänge	
Ausdehnung: Gebietserwerbung, Wachstum, Einbruch, Vormarsch usw.	

Ein anderes Thema bildet der „Riegel“, die politische Abriegelung eines Raumes, die natürliche und künstliche Sperrlinie, die sowohl defensiver als offensiver Natur sein können.

Ein ebenfalls sehr wichtiges Thema ist die Einkreisung, die in folgenden Formen veranschaulicht werden muß:

Politische Umfassung (dynamisch), bloß territoriale Umfassung (statisch)  
— („Mittellage“).

Ein Thema, das bisher besonders wenig gepflegt wurde, ist die Darstellung von „Zusammenschluß“, „Bündnis“ usw. Die graduellen machtpolitischen Abstufungen sind hier so zahlreich und fein, daß die bisherige Methode der einheitlichen Flächentönung für ein bestimmtes Bündnisssystem (statisch) oder der Anwendung des Pfeilbündels (dynamisch) nicht genügt. Mindestens müßten folgende Möglichkeiten in der Signatur unterschieden werden:

- a) Bündnis auf der Basis faktischer und rechtlicher Gleichwertigkeit,  
Bündnis, bedingt durch Vorrangstellung eines Staates,  
Bündnis, bedingt durch ausgesprochene Hegemonie,  
Suzeränitätsverhältnis.
- b) Unionen,  
Tendenz eines Gebietes zu einem andern,  
Ähnlichkeit, Verwandtschaftsverhältnis (rassisch usw.).

Eine graphisch außerordentlich schwer zu lösende Kategorie bilden die Auflösungserscheinungen, bei denen ungefähr folgende untergeordnete Gesichtspunkte ausgedrückt werden müssen:

Zersetzung, innere Bruchlinie (latent), innere Bruchlinie (bereits vorhanden, Innengrenze), Auseinanderstreben eines Gebietes, vollständiges Auseinanderbrechen (Zerfall), Rechtsminderungen (Souveränitätsbeschränkungen, Internationalisierungen).

Bei der Darstellung von Vergleichen ist hinsichtlich der Signatur grundsätzlich ein Unterschied zwischen Vergleichen gleichzeitiger und zeitlich auseinanderliegenden Erscheinungen zu machen. Bei zeitlicher Verschiedenheit wird es zweckmäßig

sein, die jeweilige Gegenwartslage durch die Tönung stark hervorzuheben, das Vergangene im Ton abzuschwächen und für das Zukünftige Konturen zu verwenden. Der Vergleich gleichzeitiger Dinge wird wohl manchmal die Anwendung verschiedener Symbole für das gleiche Thema erfordern, dabei darf aber niemals eine begriffliche Verletzung des Themas durch die Signatur eintreten.

Ein Kapitel, das geeignet ist, auf dem Gebiet des Kartenwesens die größten Umwälzungen hervorzurufen, ist die Erweiterung des Lebensraumes in der Vertikalen. Die dadurch entstehende echte Räumlichkeit (Dreidimensionalität) des Lebensraumes stellt das Kartenwesen vor Probleme, die zweifelsohne mit den bisherigen Methoden der Zweidimensionalendarstellung nicht zu lösen sind. Während man nämlich noch immer auf der Karte Vorgänge und Zustände, die gewissermaßen in übereinanderliegenden horizontalen Flächen angeordnet sind (z. B. Luftangriff auf die Erde und Bodenabwehr eines Luftangriffes), durch Tönungen, Überdeckungen veranschaulichen kann, scheitert die bisherige Karte und dementsprechend das Signaturenwesen an der Darstellung rein vertikal angeordneter Dinge, also z. B. an der „Grenzfläche“ (vertikall). Hier öffnet sich eine Welt des Denkens und Darstellens, in die der Mensch überhaupt erst hineinwachsen muß. Ob man künftighin zum dreidimensionalen Kartenmodell greift oder das Blockdiagramm weiterentwickelt, ist heute nicht zu entscheiden. Das Signaturenwesen wird deshalb auf diesem Gebiet auch nur Ersatzmittel schaffen können, solange die Darstellungsform der Räumlichkeit noch nicht gefunden ist.

### Schlußbetrachtung

Es bedarf noch des Hinweises auf die dingliche Signatur, soweit sie geopolitisch bedeutsame Realitäten darstellt. Am wichtigsten ist die Kennzeichnung der verschiedenen politischen Grenzformen: Kampfgrænze, Sperrgrænze, freundliche Grænze, dann auch Naturgrænze, astronomische Grænze, künstliche Grænze (Limes, große Mauer usw.). Aus geopolitischen Gründen wird auch eine Abwandlung der üblichen Eisenbahnsignatur nach Spurweiten erforderlich sein, da die Spurweite am stärksten die politische Bedeutung eines Eisenbahnnetzes beeinflußt. Die politischen Rangunterschiede bei Siedlungen, die politische Bedeutung von Küsten und Gewässern usw. bedarf ebenfalls eigener geopolitischer Ausdrucksmittel, deren Schaffung fast restlos die Aufgabe künftiger Arbeit ist.

Der Überblick über das geopolitische Signaturenwesen ergibt somit ein ganz eigenartiges Gebiet politischer, künstlerischer und wissenschaftlicher Aufgaben, das bis jetzt eine ausgesprochene Aschenbrödelrolle gespielt hat. Will man aber nicht auf ein politisches Ausdrucksmittel verzichten, so ist es höchste Pflicht, an der geopolitischen Karte und ihrem vornehmlichsten Kennzeichen, der geopolitischen Signatur, weiterzuarbeiten. Wenn es auch niemals möglich sein wird, restlose Vollkommenheit der Zeichengebung zu erhalten, weil sich das Leben selbst eben

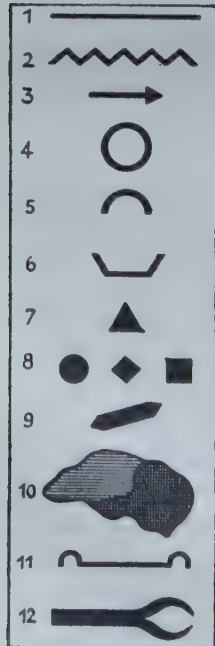
niemals schematisieren läßt und die Politik kaum auf den Nenner einiger Zeichen gebracht werden kann, so ist es doch möglich, in einem gewissen Rahmen eine Zeichensprache zu schaffen, die in ihren beschränkten Grenzen vollauf den an sie gestellten Anforderungen genügt. Voraussetzung der Verständlichkeit dieser Sprache ist aber, daß sie wissenschaftlich fundiert ist, und diese Fundierung herzustellen, ist allmählich zur Notwendigkeit geworden.

### Die Signaturen

Im folgenden ist eine kurze Übersicht der wichtigsten Signaturen gebracht, systematisch geordnet nach den im vorausgehenden Text angeführten Gesichtspunkten. Die Übersicht ist keineswegs erschöpfend. Sie umfaßt die Grundsignaturen, abstrakte, einige dingliche und sinnwidrige Signaturen. Die Grundsignaturen sind auf die einfachste thematische Formel gebrachte Signaturen, aus denen sich alle andern durch Abwandlung oder Zusammensetzung ableiten lassen. Mit den dinglichen Signaturen soll zweierlei gezeigt werden: solche Signaturen, die in Beziehung zu einem abstrakten Thema treten, z. B. „Kampfgrenze“, und solche, die eine besondere zeichnerische oder methodische Lösung verlangen (Beispiel für erstere: die Küstensignaturen, Beispiel für letztere: die Eisenbahnsignaturen).

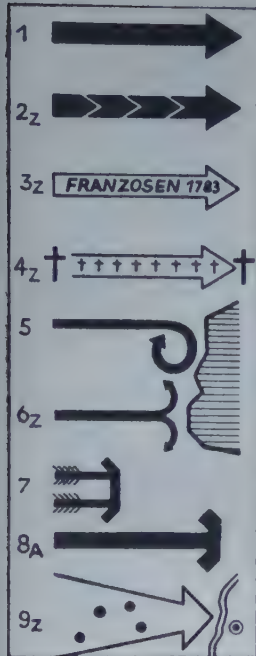
Die Buchstaben neben den Leitziffern bedeuten: „Z“ — daß die Signatur von Hillen-Ziegfeld, „S“ — daß die Signatur von Springenschmid, „A“ — daß die Signatur von anderen entwickelt wurde. Die übrigen Signaturen sind vom Verfasser in Verbindung mit Herrn G. Gebhard und dessen Mitarbeiter Herrn Jedermann ausgestaltet worden. Beiden Herren sei an dieser Stelle der Dank für ihre graphischen Ratschläge ausgedrückt.

#### I. Grundsignaturen

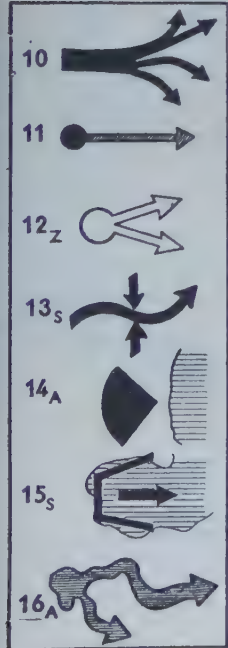


1. Die Linie.
2. Die Zickzacklinie.
3. Der Pfeil.
4. Der Kreis.
5. Das Halbrund.
6. Das Mehrkant.
7. Der Keil.
8. Die Scheibe.
9. Der Stift.
10. Die Schraffur.
11. Die Klammer.
12. Die Zange.

II. Angriff, Vorstoß — Streben mit linearer Grundrichtung

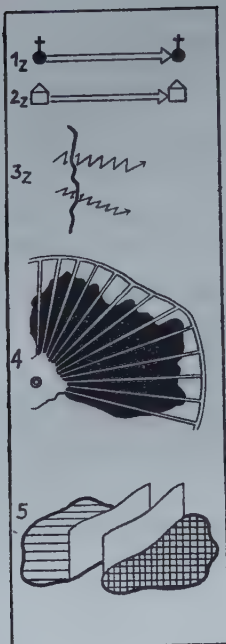


1. Der Pfeil. Diese Form des Pfeiles ist die beste Lösung. Alle geschweiften und sonstigen Formen eignen sich nicht für die strenge Darstellung des Kartenbildes. Sie wirken maniert und machen die Karte leicht unernst.
2. Eine Form des Angriffspfeils, die sowohl das Moment des Angriffs als auch das der Bewegung besonders plastisch herausarbeitet. Der Pfeil läuft gewissermaßen wie ein Film ab.
3. Der Hohlpfeil. Er dient dazu, Erklärungen aufzunehmen, deren Anbringung sonst außerhalb des Kartenbildes in der Legende notwendig ist.
4. Der Hohlpfeil in Verbindung mit einer dinglichen Signatur. Hier veranschaulicht er die Wanderung des Christentums.
5. u. 6. Mit diesen beiden Formen wird die Vergeblichkeit eines Angriffs ausgedrückt.
7. u. 8. Mit diesen beiden Formen soll ein Frontalangriff charakterisiert werden.
9. Der Sammelpfeil oder Flächenpfeil. Seine auseinanderklaffenden Äste raffen gewissermaßen ein Gebiet, dessen Gesamtkräfte sich in Angriff befinden. Beispiel zeigt Angriffsrichtung eines Städtebundes.



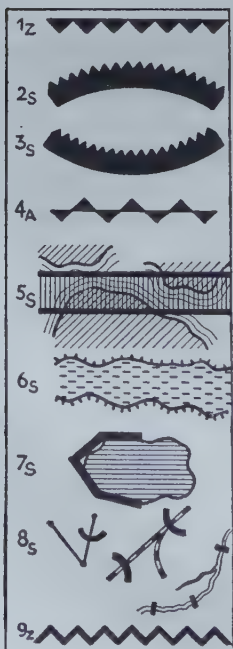
10. Der Strahlungspfeil. Aufspaltung eines Angriffs nach verschiedenen Richtungen. Die Pfeile müssen das Verhältnis der Kraftströme wiedergeben. Ihre Summe muß die Breite der Hauptlinie ergeben. Graphisch sehr häufig falsch gelöst.
11. Der Planungspfeil. Er kennzeichnet die Planmäßigkeit einer Bewegung. (Angabe des Zentrums der Bewegung.)
12. Darstellung des aus einem Gebiet (Raum) vorgetragenen Angriffs.
13. Einquetschung einer Machtlinie zwischen anderen — Flankenangriff.
14. Massierter Angriff mit gleichzeitiger Angabe des Angriffsraums.
15. Natürliche Öffnung eines Raums. Raumbedingtheit der Angriffsrichtung.
16. Angriffsabänder. Sie zeigen den Verlauf von Bewegungen durch von der Natur vorgezeichnete Gebiete. (Kartographisch richtige Pfeile!)

## III. Spezielle Angriffssignaturen



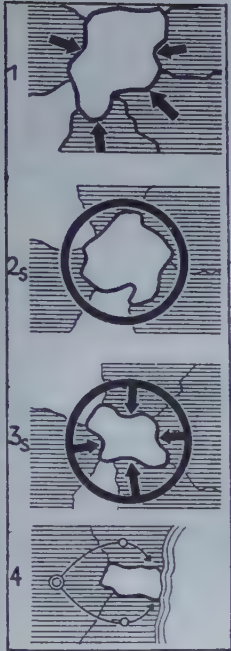
1. Missionierung.
2. Siedlungsbewegung (Kolonisation).
3. Unterwanderung.
4. Luftangriffsbereich.
5. Angriffs-Grenzflächen im dreidimensionalen Raum.

## IV. Der Riegel (Sperraum, Blockierung)



1. Idealform der Riegeldarstellung.
2. Abriegelung, Abwehrriegel (Schutzwehr gegen Angriffe) — gekennzeichnet durch die Wölbung nach außen.
3. Einriegelung, Angriffsriegel (offensiv) — nach innen gewölbt.
4. Sperrlinie, Doppelriegel, von zwei Seiten gesperrt.
5. Politische Riegelzone — Raumbarriere von großer räumlicher Ausdehnung.
6. Natürliche Riegelzone (Gebirge, Wüste usw.).
7. Natürliche Blockierung durch Gebirge, Küstenlage usw.
8. Verschiedene Darstellungsformen der Blockierung von Linien (Verkehrslinien) — Bahnen, Straßen usw. —, Strömen usw. durch politische Hindernisse wie Grenzziehungen, Zollabschnürungen usw.
9. Widerstandslinie ohne Riegelunterbauung.

V. Einkreisung und Umfassung



1. Darstellung der Einkreisung durch Pfeile in Verbindung mit Flächen-tönung des einkreisenden Staatensystems.



2. Darstellung der Einkreisung durch einen schematischen Kreis in Verbindung mit Flächen-tönung. (Soll die Abschließung besonders drastisch veranschaulichen, ist aber etwas zu schematisch. Bild 1 zeigt eine bessere Anpassung an die geographischen Verhältnisse.)



3. Anschauliche Kombination von Kreis-, Pfeil- und Flächen-tönung. (Die schematisierende Wirkung ist durch die geographische Beziehung der Pfeile ausgeglichen.)



4. Einkreisung in Form der Umklammerung. Die Pfeile geben gleichzeitig Ausgangspunkt und Richtung des einkreisenden Systems an.



5. Unvollständige Einkreisung. Die gebrochene Kreislinie im hell schraffierten Gebiet soll die politisch unsichere Stellung des betreffenden Staates im Einkreisungssystem ausdrücken.



6. Darstellung des freien Auswegs aus der Einkreisung.



7. Umklammerung eines Gebietszipfels durch fremdes Gebiet (Darstellung des Zustandes — statisch).



8. Umklammerung mit Abschnürungsabsicht (dynamisch).

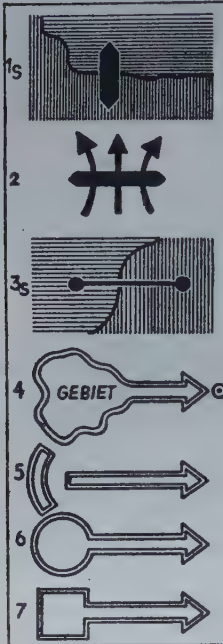


9. Unvollständiges Einkreisungssystem mit Schließungsabsicht und Angabe der Richtung der Einkreisungspolitik.



10. Umfassungstreben (im Bilde an Inseln veranschaulicht).

## VI. Bündnis, Zusammenschluß, Union, Angliederung, Anschlußstreben



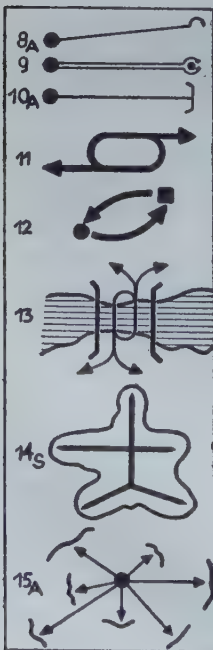
1. Bündnisklammer. Ausdruck der Wechselseitigkeit (dynamisch).

2. Räumliche Verbindung und Zusammenklammerung mehrerer Bewegungsrichtungen.

3. Bündnisklammer (statisch).

4. Raumpolitische Tendenz eines Gebietes zu einem anderen — Anschlußstreben (unschematisierte Darstellung durch Verdopplung der Grenzlinie).

5., 6. u. 7. Schematisierte Darstellung der Tendenz eines Gebietes zu einem andern (Band, Kreis und Viereck sollen raumraffend wirken und Platz für Beschriftung schaffen).



8., 9. u. 10. Bündnisklammer bei einseitigem Bündnisstreben (Hegemonie).

11. u. 12. Austauschverhältnis.

13. Politische Wechselbeziehung über einen territorialen Engpaß hinweg (politische Überbrückung eines fremden Raumes an empfindlicher Stelle).

14. Das machtpolitische „Nervensystem“ eines Raumes (schematisch).

15. Wachstum von einer Zentrale aus bzw. Bereich einer Zentrale (im zweiten Fall besser ohne Pfeile).

VII. Zone und Sphäre

1. u. 2. siehe 5. u. 6. unter „Riegel“.

3. Politische Reibungszone.

4. Völkische Zahnungszone (nicht sehr anschaulich).

5. Darstellung einer Zone durch einfache Schraffur nach der Art des Hauptgebietes (Bild: Eisenbahnzone durch fremden Machtbereich).

6. Machtstraßen. Geographisch richtig dargestellt. Bessere Darstellung als die üblichen Pfeile.

7. Macht„linien“kreuz. Machtstraßen und politischer Knotenpunkt.

8. Politische „Projektion“. Politische und kulturelle Einflußsphären mit Ausstrahlungszentren.

9. Einflußbereich eines Zentrums („Aktionsradius“ der Macht).

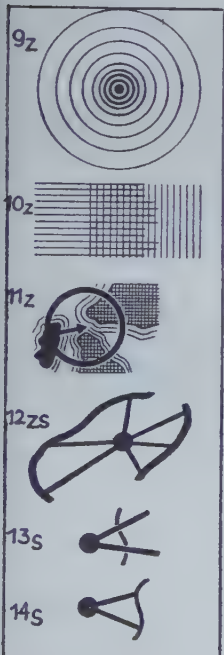
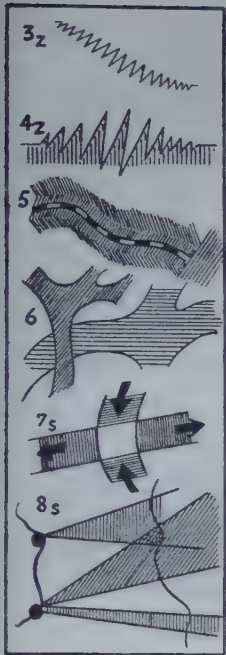
10. Darstellung der Durchdringung zweier politischer Faktoren (völkisches Mischgebiet, überkreuzende Macht- und Interessensphären usw. — Darstellung durch Überschneidung der Schraffuren).

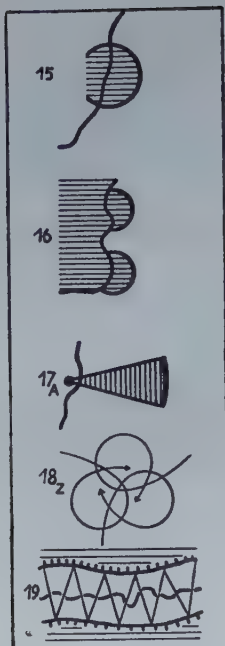
11. Machtbereich. (Angabe der Reichweite durch Kreis, der Richtung durch Pfeil, der Machtstellung durch Flächentönung.)

12. Machtspielraum (flächig).

13. Spielraum („Freier Ausweg“).

14. Spielraum („Distanz“).



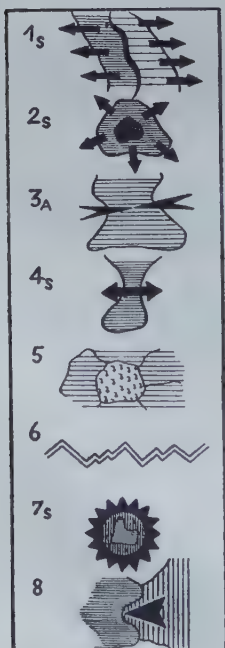


15., 16. u. 17. Gefährdungszonen (übergreifend).

18. Kampffeld.

19. Internationalisierte, entmilitarisierte usw. Zonen.

#### VIII. Auflösungserscheinungen



1. Auseinanderstreben eines durch inneren Riegel aufgespaltenen Gebietes.

2. Abtritt vom Kerngebiet.

3. Abkeilung durch innere und äußere Faktoren.

4. Politische Durchstoßung eines Gebietes.

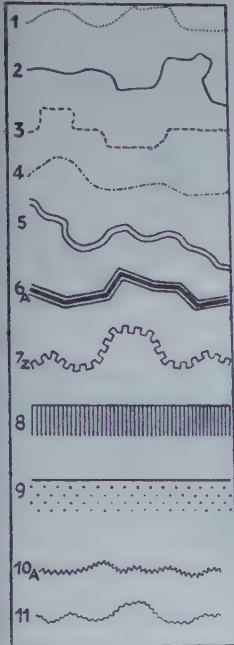
5. Politische Unzuverlässigkeit eines Gebietes (gebrochene, nach abwärts gekehrte Pfeile. Im Bild leider nicht erkennbar infolge zu starker Verkleinerung).

6. Politische Bruchlinie.

7. Aus dem Gesamtraum herausgerissenes Gebiet.

8. Auflösende Keilwirkung eines Gebietes.

IX. Dingliche Signaturen  
A. Grenzen



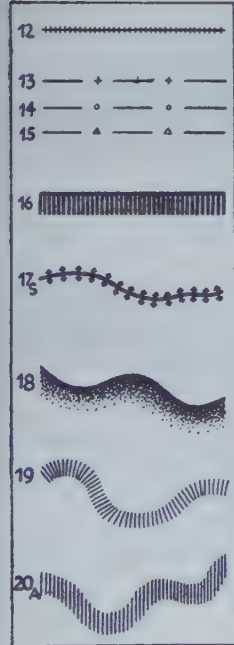
1. bis 5. Die häufigsten graphischen Variationen.

6. Wehrgrenze. (Der Festungsdarstellung entnommen. Stark zu schematisieren.)

7. Betonte Grenze.

8. u. 9. Übersetzung der üblichen Farbranddarstellung in Schwarzweißmethode.

10., 11. u. 12. Darstellung unsicherer Grenzföhrung.



13., 14. u. 15. Variationen mit Kotenangabe.

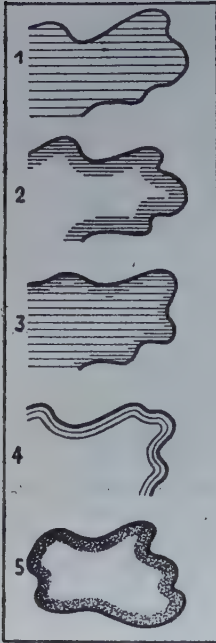
16. Naturgrenze.

17. „Kampf“-Grenze.

18. Beste geopolitische Schwarzweißlösung: „Verdichtung“ bis zur Grenzlinie.

19. u. 20. Überlagerte Grenzen. Z. B. Volkstumsgrenzen über Staatsgrenzen usw.

## B. Küsten



1. Nur möglich, wenn keine Beschriftung eingesetzt und das Festland besonders hervorgehoben werden soll.

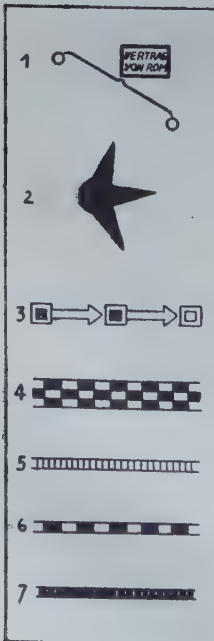
2. Nur anwendbar bei wenig gegliederten Küsten.

3. Vereinigung der Gesichtspunkte von 1. u. 2.

4. Sehr anschaulich und unbedingt zu verwenden bei allen „räumlichen“ (topographischen) Darstellungen des Festlandes (die Küstenparallel-  
linien wirken wie Schichtenlinien).

5. Die beste Darstellung reichgegliederter Küsten.

## X. Einige Sonderfälle von Signaturen



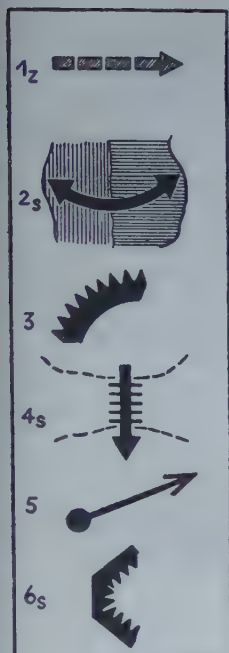
1. Beschriftungstafel (mit Bündnisklammer). Die Umrahmung eingefügter Texte ist wegen der Klarheit und Übersichtlichkeit immer der gewöhnlichen Eintragung von Texten vorzuziehen.

2. Politische Strahlungsrichtung eines Zentrums.

3. Hauptstadtverlagerung — ein Beispiel für die Darstellung zeitlich getrennter Dinge durch Farbtönung: Vergangenheit matt, Gegenwart voll getönt, Zukunft weiß. Darstellung von Siedlungen durch Quadrate der Verwendung der Kreisfläche vorzuziehen.

4. bis 7. Eisenbahnsignaturen mit der politisch wichtigen, aber fast nie dargestellten Angabe von Gleiszahl und Spurweite. — 4. Beispiel der Angabe der Gleiszahl (nach amerikanischem Vorbild): drei- oder mehrgleisige Strecke. — 5., 6., 7. Angabe der Spurweite: 5. Breit-, 6. Normal-, 7. Schmalspur. (Die übliche Unterscheidung von Haupt- und Nebenbahn ist viel weniger wichtig und meist nur sehr relativ richtig.)

XI. Sinnwidrige Signaturen



1. Häufig gebrauchter Angriffspfeil. — Falsch, da die Querleisten dem Sinn der Bewegung widersprechen. Vgl. damit II. 2.
2. „Bündnisklammer.“ — Falsch, da durch die Pfeile nicht eine Verheftung der beiden Territorien, sondern eher ein Auseinanderstreben angedeutet wird. Vgl. VI. 1. u. 3.
3. „Einriegelung.“ — Falsch, da die als Angriffssymbol gedachten Zacken außen am Riegel statt innen in der Angriffsrichtung angeordnet sind. Vgl. IV. 3.
4. „Durchstoß mit Querriegelwirkung.“ — Falsch, da die Schraffen eher den Pfeil auslöschen, als ihn verstärken. Vgl. damit VIII. 4. bzw. VI. 13.
5. „Abstand“, „Distanz“. — Falsch, da der Pfeil nicht Statik, sondern Dynamik, also „Angriff“ ausdrückt. Vgl. VII. 14.
6. „Schutzlage.“ — Falsch, da die nach innen gerichteten Zacken einen Angriff signieren. Vgl. IV. 7.

HANS HUMMEL: Büchertafel

Deutscher Raum

**Otto Maull:** Deutschland. Bibliogr. Institut, Leipzig 1933. 542 S., 25 Karten, 41 Abb. Ln. 18,— RM.

Es gehört zu den schwierigsten und oft mißlungenen Aufgaben deutscher Fachgeographen, eine deutsche Länderkunde zu schreiben. Das Werk, das M. aus der Reife langer Erkenntnisjahre in der bekannten Sieversschen Reihe „Allgemeine Länderkunde“ herausbringt, rechnet zweifellos zu den besten seiner Art. Trotz reicher Ausstattung ist das Werk verhältnismäßig billig und wird so seinen Platz auch in nicht geographischen Privatbüchereien finden. Mit der Präzision deutscher Gelehrtenarbeit entwirft uns M. das Gesamtbild des deutschen Raumes in seiner klaren und eindeutigen Schreibweise, die den Lesern der Z. f. G. aus vielen Berichten und Arbeiten der letzten Jahre wohlbekannt ist. In der Allgemeinen Übersicht umreißt M. das gesamtdeutsche Gebiet in seinen geologischen, morphologischen, klimatischen, biologischen und kulturellen Grundlagen. Der Hauptteil ist den Einzellandschaften gewidmet, die jeweils wieder in geographisch geschiedene

Teilräume getrennt sind. Die deutschen Küstenlandschaften und ihr Hinterland (Preußen, Pommern, Schleswig-Holstein, Niedersachsen), das binnenländische Ost- und Mitteldeutschland (Mark, Posen, Sachsen, Thüringen, Schlesien), das rheinische Deutschland, Oberdeutschland und Ostbayern sind die einzelnen Hauptabschnitte, deren geographisches Bild ausführlich behandelt wird. Ausgezeichnete Tabellen und eine sauber ausgewählte Bibliographie bilden den Abschluß des großangelegten Werkes. Das Schema der Teilgliederung ergibt sich aus einer durchgearbeiteten Karte der Landschaftsgliederung. Das Bibliographische Institut hat sich durch dieses Werk ein neues Verdienst erworben, zumal es die Antwort eines klugen und sachlichen Gelehrten auf das „Mitteleuropa“ E. de Martonnes bedeutet.

**Rupert von Schumacher:** Deutschland. Fibel. Verlag Offene Worte. Berlin 1934. 127 S., 105 Abb. und Karten. 1,— RM.

In einem so kleinen Bändchen, unterstützt durch ausgezeichnete Abbildungen und Karten, die historische und politische Bedeutung des deutschen Raumes klärend darzustellen,

ist eine Meisterleistung, die hier zum ersten Male einwandfrei gelungen ist. Alles Wissenswerte ist enthalten, aber doch in einer eigenwilligen Art zusammengestellt, so daß aus der notwendigen Kompilation doch eine schöpferische Leistung wurde. Daß Karl Haushofer das Vorwort schrieb, kennzeichnet den Wert des Bändchens, das bereits überall in der Schulung der großen Organisationen benutzt wird. Guido F. Gebhardt hat die gedankenreichen Karten des Buches gezeichnet.

**Werner Schlegel:** Sinn und Gestaltung der großen deutschen Revolution. Helsing, Leipzig 1933. 174 S. Ln. 3,90 RM.

Sch. sieht in der deutschen Revolution die endgültige Absage an das 19. Jahrhundert mit seinen individualistischen Ideen und glaubt an den Totalitätsgedanken der Zukunft. Er greift die Rechtsgeschichte heraus und stellt die römische Rechtsidee der deutschen Auffassung gegenüber. Die im zweiten Teil gemachten Vorschläge sind teils bereits in Angriff genommen, teils in anderer Form erledigt.

**Wilhelm von Kloeber:** Vom Weltkrieg zur nationalen Revolution. Oldenbourg, München und Berlin 1933. 142 S., 1 Karte. Br. 1,80 RM.

Es wird ein nützlicher, unkommentierter Überblick über die Tatsachen der deutschen Geschichte seit 1914 gegeben.

**Will Decker:** Der deutsche Weg. Koehler & Amelang, Leipzig 1933. 120 S. Ln. 2,50 RM.

D. stellt einen sehr guten Lehrband für den Arbeitsdienst zusammen, der als Leitfaden für die politische Schulung gedacht ist und seinen Zweck vollauf erfüllt. Er spricht über Adel der Arbeit, Führertum, Grundgesetze deutscher Art und fügt einen geschichtlichen Überblick an.

**Max Claus:** Die deutsche Wende in Europa. Callwey, München 1934. 238 S. Br. 4,50, Ln. 5,50 RM.

Eine lebendig geschriebene Geschichte Deutschlands seit dem Wiener Kongreß, knapp, datenbelegt, aber keineswegs trocken. Beinahe etwas zu journalistisch, aber doch empfehlenswert.

**Hans Schwarz:** Die preußische Frage. Der Nahe Osten, Berlin 1932. 127 S. Br. 1,40, Ln. 1,80 RM.

Sch. ist letzten Endes der berufene Mann, über Preußentum zu schreiben, wenn er es auch in der ihm eigenen leisen, philosophischen Art tut, die wohl zwischen den Zeilen mehr gibt als in ihnen. Vor 1933 erschienen, ist es jetzt eine interessante Lektüre.

**Johann van Leers:** Deutschlands Stellung in der Welt. Quelle & Meyer, Leipzig 1934. 93 S. Br. 1,90 RM.

Mit Schärfe und Bestimmtheit umreißt v. L. die deutsche Außenpolitik, nachdem er einen geopolitischen Überblick über die Entwicklung des Reiches gegeben hat. Als Schulungsbuch bringt das Bändchen viel Material.

**Friedrich Karl Roedemeyer:** Sprache Deutscher Landschaft. Langewiesche, Königstein und Leipzig 1934. 229 S., viele Abb. und Karten. Ln. 2,40 RM.

In der Reihe der Blauen Bücher erscheint ein wunderschöner Band, der eine Wanderung durch einzelne deutsche Sprach- und Stammesgebiete enthält. Das Buch führt den Leser, jeweils von ausgezeichneten Bildern begleitet, kreuz und quer durch Deutschland und spricht von Sprache, Stamm und Eigenart der deutschen Landschaften. Ein verständiges Hilfsbuch zur praktischen Geopolitik.

**Fritz Söllheim:** Erziehung im neuen Staat. Beltz, Langensalza, Berlin, Leipzig 1934. 125 S. Br. 2,— RM.

Ein Abriß neuer deutscher Pädagogik, der besonders den Gedanken der Berufserziehung nachgeht.

**Germanische Urzeit in Oberschlesien.** Aus Oberschlesiens Urzeit, H. 20. Der Oberschlesier, Oppeln 1933. 96 S., viele Abb. und Karten. Br. 1,50 RM.

In einer verdienstvollen Arbeit stellen ober-schlesische Heimatforscher eine Fülle von Material zum Beweise der germanischen Vorzeit Oberschlesiens zusammen. Hervorgehoben seien besonders die Einleitungsaufsätze von Walter Matthes und Georg Raschke.

**Wolfgang La Baume:** Urgeschichte der Ostgermanen. Danziger Verlagsges., Danzig 1934. 167 S.

Gewissermaßen in Ergänzung zum vorigen führt La B. denselben Nachweis für die ostgermanischen Siedlungsgebiete in Westpreußen an Hand von genauen Kommentaren zu Einzel- und Sammelfunden im Beobachtungsgebiet, ein wesentliches Werkzeug für die Erhaltung des deutschen Anspruches.

**Karl Heidkamp:** Friedrich Wilhelm I. Akad. Verlagsges. Athenaion, Potsdam 1935. 158 S., 20 Abb. Br. 2,40, kart. 2,80, Ln. 3,80 RM.

„Ein deutsches Vorbild“ ist der berechnete Untertitel, den diese erste volkstümliche Lebensbeschreibung des Soldatenkönigs führt. Leidenschaftlich setzt H. die Gestalt Friedrich Wilhelms I. in das rechte Licht, ein Buch, auf das man schon lange gewartet hat. Der Vater stand für uns bis vor kurzem im Schatten des Sohnes, eine Tatsache, deren Unrichtigkeit wir empfanden, aber nie änderten. So kommt dies Buch zur rechten Zeit, das Vorbild der Deutschen, Diener an Volk und Staat.

**Ernst Gerhard Friehe:** Geschichte der National-Zeitung 1848—1878. Reinicke, Leipzig 1933. 222 S. Br. 6,— RM.

**Erich Leupolt:** Die Außenpolitik in den bedeutendsten politischen Zeitschriften Deutschlands 1890—1909. Reinicke, Leipzig 1933. 181 S. Br. 7,20 RM.

Beides in ihrer Art interessante Kulturdokumente und Beiträge zur Geschichte des letzten Jahrhunderts.

**Bernhard Poll und Wilhelm Ziegler:** Schicksalswende 1914. Heymann, Berlin 1935. 76 S., 3 K. Br. 2,— RM.

Auf Grund archivarischen Materials behandeln zwei Kenner der Kriegsgeschichte das erste Kriegsjahr mit seinen militärischen Ereignissen. Westoffensive bis zum „Wettlauf zur Küste“, Ostaufmarsch bis Brzeziny, Seekrieg, Kriegswirtschaft, innere und äußere Politik sind die einzelnen Abschnitte des quellenreichen Bandes.

**Müller-Brandenburg:** Das Diktat von Versailles. Der Nationale Aufbau, Leipzig 1934. 45 S., 2 K. Einzelpreis br. 0,50 RM.

Für Schulungszwecke im Arbeitsdienst herausgegeben. Knappe, treffende Übersicht.

**Johannes Guthmann:** Um die Westmark Oldenburg, München und Berlin 1935. 105 S., 21 Abb. u. K. Br. 2,80 RM.

**Adolf Müller:** Der Kampf um die Saar. Reclam, Leipzig 1934. 80 S., 3 K. Gb. 0,75 RM.

**Fritz Carl Roegels:** Deutsches Schicksal an der Saar. Korn, Breslau 1934. 100 S., 40 Abb., 2 K. Br. 2,50 RM.

**Johann Thies:** Deutschlands Recht auf das Saargebiet. Beltz, Langensalza 1935. 48 S., 1 K.

**Viktor Bruns:** Die Volksabstimmung im Saargebiet. Heymann, Berlin 1934. 184 S. Br. 4,80 RM.

**Saarabstimmung und Völkerbund.** Heymann, Berlin 1934. 28 S.

Wenige Tage nach der endgültigen Heimkehr des Saarlandes in das Reich gilt es, Nachlese der angeschwollenen Saarliteratur zu halten. G.s Buch über die Westmark gliedert sich in einen allgemeinen Teil der Westmarkfragen und einen Teil über die Saarfrage. Beides knapp und gut. Aber nicht ganz so knapp wie das Büchlein M.s., der jedoch seinerseits auf kleinerem Raume mehr Material gibt. Ein komprimierter Reclamband von ausgezeichnete Brauchbarkeit für Leser, die schon etwas von der Sache verstehen. Umfangreicher, journalistischer und propagandistischer ist der reich bebilderte Band R.s., ein aktuelles Zeitdokument. Th. gibt die Saarfrage für den Unterricht bearbeitet heraus. Die beiden bei Heymann erschienenen

Bände sind rechtlicher Natur. B. bringt eine sehr umfangreiche Völkerrechtsbelehrung über das Saarstatut, in der sämtliche Saarbeschlüsse seit Versailles in der Manier des erprobten Völkerrechtskämpfers kommentiert sind. Das andere ist ein schmaler Band in deutscher, französischer und englischer Sprache über eine Saaruntersuchung der Akademie für Deutsches Recht.

**Friedrich Grimm:** Das deutsch-französische Verhältnis von Versailles bis zum heutigen Tage. Lohse, Wilhelmshaven 1933. 16 S. 0,25 RM.

In einem Vortrag gab G. einen knappen Überblick, der in einem Sonderdruck erschien.

**Martin Spahn:** Elsaß-Lothringen, der Rhein und das Reich. Hendrick, Berlin 1932. 63 S., 1 K.

Ein kleines, handliches Bändchen über Elsaß-Lothringen, das schnellen Aufschluß über Geschichte und Wirtschaft besonders seit etwa 100 Jahren gibt. Geistvolle Arbeit eines fachkundigen Gelehrten.

**Wolf-Günther Künoldt:** Die geographischen Grundlagen für die Kriegszüge am Rhein und in den Rheinlandschaften zur Römerzeit und von 1792 bis zum Weltkrieg. 2 Teile. Hirt, Breslau 1935. 87 S., 12 K. in Sondermappe. Br. 10,— RM.

Eine wichtige Arbeit zur Wehrgeographie der deutschen Westgrenze. Dankenswert besonders, daß die römischen Feldzüge berücksichtigt wurden. Allerdings hat K. ein Thema, das eine Lebensarbeit füllen könnte, auf ein schmales Bändchen zusammengedrängt, das nicht ganz hält, was der lange Titel verspricht. Die Karten sind bunt, aber nicht sehr aufschlußreich, da nur die militärischen Operationen eingezeichnet sind, aber wehrgeographische Grundlagen nicht zum Ausdruck kommen, was nach dem heutigen Stand wehrgeopolitischer Kartographie nicht schwer gewesen wäre.

**Ulrich Crämer:** Das Problem der Reichsreform in der deutschen Geschichte. 24 S. Frommann, Jena 1935. Br. 0,90 RM.

C., der an maßgeblicher Stelle an der Gestaltung der Reichsreform mitarbeitet, hat seine Antrittsvorlesung in Jena, wo er sich als Privatdozent für Geschichte habilitierte, über die Geschichte der Reichsreform gehalten, auf wenigen Seiten ein fesselnder Überblick, der in die Gedankengänge der neuesten Reichsreformgesetzgebung einführt.

**Helmut Nicolai:** Der Neuaufbau des Reiches nach dem Reichsreformgesetz vom 30. 1. 1934. In: Das Recht der nat. Revol., H. 9. 78 S. Heymann, Berlin 1934. Br. 2,— RM.

Ein anderer bedeutender Mitarbeiter am Werk der Reichsreform erläutert von der juristischen Seite die durch das Januargesetz geschaffenen Voraussetzungen, im besonderen das neue Verhältnis zwischen Reich und Ländern.

**Konrad Olbricht:** Schlesien. 184 S., 39 K., 94 Abb. Hirt, Breslau 1933. Br. 4,80, geb. 6,— RM.

Einer der wirklichen Kenner des schlesischen Landes legt die Erfahrung langer Jahre in einem sauberen Handbuch über Schlesien nieder, das ein Musterbeispiel der Betrachtung größerer deutscher Räume ist, neben der reinen Geographie die großen Fragen des schlesischen Raumes nicht außer acht läßt und so seinen Stein zur Erkenntnis deutscher Landschaft beiträgt. Nach dem üblich schematisierten geographischen Grundriß schließt O. eine Siedlungs- und Wirtschaftsgeographie an und beschäftigt sich dann mit den Einzellandschaften, wobei sich über die Abgrenzung der Teilräume streiten läßt. Bedauerlich ist, daß die zweifellos wesentlichen Arbeiten Geißlers über Schlesien (Schlesien als Raumorganismus u. a.) wenig oder keine Erwähnung gefunden haben. Warum?

**Arthur Graefe:** Grenzmark Sachsen. 96 S., 15 K., 200 Abb. Limpert, Dresden 1934.

Ausgezeichnet bebildert und mit sehr instruktiven Karten liegt eine neue, umfangreiche Veröffentlichung im Stil der Trampplerschen „Bayerischen Ostmark“ vor, die propagandistisch hervorragendes Material um die Erkenntnis sächsischen Grenzschicksals bietet. Die Kapitel „Sachsen wieder Grenzland“, über die Grenze selbst und den Verkehr sind ausgezeichnete, bewußt geopolitische Darstellungen.

**Margarete Fuhrmann:** Lübeck. 92 S., 1 K., 5 Abb. Hirt, Breslau 1933. Geh. 3,50 RM.

Man wird bei diesen Stadtgeographien das Gefühl nicht los, daß es sich nur um erweiterte Vorworte zu einem Stadtführer im Sinne Baedekers handelt. Eine Stadtgeographie, die Geschichte nicht lebendig zu machen vermag oder, wie im vorliegenden Falle, lebendigste Geschichte in kargen Worten nur streift, bleibt Torso. Ausgerechnet Lübeck.

**Hermann Aubin u. Eduard Schulte:** Der Raum Westfalen. Bd. II: Untersuchungen zu seiner Geschichte und Kultur. 306 S., 24 K. Hobbings, Berlin 1934.

Wir hoffen, in kurzem über die bereits früher erschienenen Bände I und III, den allgemeinen und den Wirtschaftsband, zusammenhängend berichten zu können. Jetzt liegt hier der zweite Teil des geschichtlichen Bandes vor, in dem Paul Casser zunächst Westfalen literaturgeschichtlich behandelt. Die wichtigen Abschnitte folgen dann: Der niederrheinisch-westfälische Reichskreis, Die politische Neugestaltung Westfalens (1795 bis 1815), Der Plan der Angliederung von Ostfriesland, Emsland und Osnabrück (1866 bis 1869), Das Westfalenbewußtsein im Wandel der Geschichte (als Schlußbetrachtung). Hier arbeiteten mit: Aloys Schulte, Eduard Schulte, Max Braubach, Paul Casser. Auf bestem Material fußend, gestaltet sich in diesem Band Geschichte und Kultur einer der geschlossensten, einheitlichsten Landschaften Deutschlands, wenn auch immer wieder im Laufe der Geschichte die Flut politischer Verwicklungen gerade über Westfalen hinwegging. Klar wird der Begriff Westfalen, die Bestimmung seines Raumes herausentwickelt, zuerst aus der Literatur, dann im Kampf um Reichskreiseinteilung, Säkularisation und politische Neugründung nach den napoleonischen Kriegen. Unterstützt werden die Einzeldarstellungen von sauber gezeichneten Geschichtskarten. Die Reichsreform wäre ein Stück weiter, wenn alle Oberpräsidenten so hervorragende Materialsammlungen über ihre Provinzen herausgegeben hätten.

**Josef Winschuh:** Industrievolk an der Ruhr. 128 S., 100 Abb. Stalling, Oldenburg 1935. Kt. 2,90 RM.

Gewissermaßen eine Verteidigungsschrift industrieller Massensiedlungen. Sicher sehr interessant, und vor allem mit schönen Photos, aber man kann sich die Beziehung zwischen Industrievolk und Volkstum noch direkter vorstellen als auf dem Umweg über Hygiene und Kunstkultur. An der Ruhr wird sich wohl so bald nichts ändern lassen, aber man soll auch nichts glorifizieren, was es noch nicht ganz verdient. Wer ist schuld daran?

FRIEDRICH BURGDÖRFER

# Volk ohne Jugend

3. vermehrte Auflage · XVI, 536 Seiten

Kartoniert RM 6.50 · Leinen RM 8.—

Eben erschienen!

KURT VOWINCKEL VERLAG GMBH. · HEIDELBERG

---

# QUALITÄT



DIE BEIDEN BERÜHMTE SCHWESTERN

Soeben erschienen:

# Bibliographie zur Vorgeschichte des Weltkrieges

Herausgegeben von Dr. h. c. Alfred von Wegerer

---

Die Bibliographie enthält:

1. Sämtliche von den in Frage kommenden Staaten herausgegebenen Dokumenten-Sammlungen
2. Memoiren, Biographien und Briefsammlungen von Staatsmännern, Diplomaten und Militärs aller Länder
3. Die Hauptdarstellungen zum Kriegeausbruch, und zwar: ausgewählte Gesamtdarstellungen, Darstellungen zur Julikrise, zum Mord von Sarajevo und über die Mobilmachung, außerdem Fachzeitschriften
4. Ein ausführliches Namenregister

Die Bibliographie umfaßt folgende Länder:

Belgien, Bulgarien, Dänemark, Deutschland, Frankreich, Griechenland, Großbritannien, Italien, Japan, Luxemburg, die Niederlande, Norwegen, Österreich-Ungarn, Portugal, Rumänien, Rußland, Serbien (Jugoslawien), Spanien, Tschechoslowakei, Türkei, Vereinigte Staaten von Amerika

---

Umfang etwa 1200 Titel · Preis gebunden RM. 4.—

---

Quaderverlag G.m.b.H. · Berlin W15